

# Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werththätigen Bevölkerung.

Telephon Nr. 926

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“.

Telephon Nr. 926

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich Abends (außer an Sonn- und Festtagen) mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Johannisstraße Nr. 50/52, und die Post zu beziehen. — Preis vierteljährlich M. 1.60. Monatlich 55 Pfg. — Postzeitungsliste Nr. 4069 a, sechster Nachtrag.

Die Anzeigengebühr beträgt für die viergespaltene Zeile oder deren Raum 15 Pfg., für Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen nur 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 20 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr Vormittags, größere tags vorher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 28.

Wittwoch, den 3 Februar 1904.

11. Jahrg.

Siehe eine Beilage.

## Der Hererokrieg und die Sozialdemokratie.

In voller Uebereinstimmung mit unseren persönlichen Ansichten schreibt Genosse Paris in seiner weltpolitischen Korrespondenz: Ein Teil der Parteipresse erhob Protest dagegen, daß unsere Reichstagsfraktion, statt die Mittel für die Militärexpedition gegen die Hereros strikte zu verweigern, sich der Abstimmung enthalten hat. Dieser Protest ist vollkommen berechtigt. Alle Versuche, die Taktik der Fraktion zu rechtfertigen, sind nichts als Sophistereien. Unser Grundsatz ist: „Keinen Mann und keinen Groschen.“ Und dieser Grundsatz ist klar. Wir verweigern die Militärmittel nicht nur, weil wir ihre Zweckmäßigkeit bezweifeln, sondern weil wir zu der Regierung kein Vertrauen haben. Wenn wir z. B. die Kriegsmittel zur Landesverteidigung bewilligen wollten, so müßten wir gewärtig sein, daß die Regierung das Militär unter Umständen auch gegen das eigene Volk gebrauchen würde. Und die Mittel, die jetzt die Regierung gegen die Hereros erhalten hat, wird sie sicher nicht nur zum Schutz der bedrohten Deutschen, sondern vor allem dazu gebrauchen, den Hereros einen richtigen kolonialen Schröden einzujagen, ihnen zu zeigen, daß die zivilisierten Völker den wilden auch an Brutalität überlegen sind. Mag also auch die Berechtigung und die Zweckmäßigkeit der Maßregel freilich sein, so unterliegt doch jedenfalls unsere Stellung zu der kapitalistischen, militaristischen, monarchistischen Regierung, die diese Maßregel auszuführen hat, gar keinem Zweifel. Und wo es keinen Zweifel gibt, da kann es auch keine Stimmhaltung geben.

Der „Vorwärts“ berief sich zur Rechtfertigung der Fraktion auf Bebel's und Liebknecht's Stimmhaltung bei den Kreditforderungen für den deutsch-französischen Krieg. Daß aber die Hereros, die im fernen Afrika durch das deutsche Kolonialregiment zu einer Verzweiflungserbeute getrieben worden sind, dadurch, wie der napoleonische Krieg, den Bestand Deutschlands bedrohen sollen, ist eine Beweisführung, die lebhaft an die Fabel vom Schaf und Wolf erinnert. Diesen Unterschied hielt die „Leipz. Volksztg.“ dem Zentralorgan entgegen, daß denn auch seinen verfehlten Vergleich hat eingesehen müssen. Immerhin wollen wir bei der Bebel-Liebknecht'schen Abstimmung einen Augenblick verweilen. Ihr geschichtlicher Wert liegt nicht darin, daß Bebel und Liebknecht ausgleichende Gerechtigkeit geübt und beide Teile für schuldig erklärt haben, sondern daß das deutsche Proletariat es gewagt hat, im Moment des größten Chauvinistischen Rauses sich absetzt von der Bourgeoisie zu stellen und dem Nordpartikularismus die Idee der Völkersolidarität entgegenzuhalten. In dem Moment, wo die deutsche Bourgeoisie ihre größte nationale Kraft entwickelte, schied das Proletariat von ihr, als Klasse, deren Interessen über die Nation hinausreichen. Persönlich war es unter jenen Umständen eine Heldentat. Aber es wäre schlimm, wenn wir, nach der großen Entwicklung, welche die Partei während der 33 Jahre seit damals durchgemacht hat, keinen Schritt weiter zu gehen verstünden. Stünde jetzt ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich bevor, so müßte die Sozialdemokratie haben wie drüben, in Frankreich wie in Deutschland, die Kriegskredite strikte zu verweigern und eine Massenprotestbewegung gegen den Krieg ins Werk setzen.

Der „Vorwärts“, dem die „Leipz. Volksztg.“ Logik eingepaukt hat, verlangt jetzt seinerseits von dieser, daß sie die Folgerung ihres Standpunktes ziehe und für strikte, sofortige Ablehnung der Herero-Vorlage eintrete. Da hat nun wiederum der „Vorwärts“ Recht. Die „Leipz. Volksztg.“ weiß darauf keine Antwort, sondern nur eine Ausrede: Stimmhaltung sei noch nicht Bewilligung. Allerdings, aber eine Verweigerung ist es auch nicht. Wenn man aber die Kolonialpolitik jahrzehntlang grundsätzlich bekämpft hat und in dem Augenblick, wo die Folgen dieser Politik vor die Augen treten, nicht mehr weiß, ob Ja oder Nein, so zieht man damit die ganze frühere Stellungnahme in Zweifel, sowie auch die künftige Taktik der Partei. Da mag man rednerisch noch so energische Vorbehalte machen — sie laufen sämtlich darauf hinaus, daß wir nicht das getan haben wollen, was wir getan haben — das hilft nichts, die Tatsache einer, wenn auch verschämten, Konzeßion an die Regierungspolitik bleibt bestehen, und darauf kommt es an.

Als die Regierung die Chinaexpedition inszenierte, ohne erst den Reichstag zu fragen, und nachher die Idemnität (Entlastung) nachsuchte, protestierte unsere Partei, selbstverständlich, am allerstärksten dagegen, sie wollte nicht erst nach geschehener Tat gefragt werden, da nichts mehr zu ändern ist, sondern zur rechten Zeit, da die Entscheidung fällt. Und jetzt, da sie rechtzeitig gefragt wird, weiß sie sich weder für noch wider zu entschließen, überläßt der Regierung die Pflicht und nimmt von sich die Verantwortung.

Die Stimmhaltung soll interimistisch sein, bis weitere Nachrichten einlaufen. Noch schlimmer! Wir haben im Kampf gegen die Kolonialpolitik stets betont, daß sie zu Aufständen der Eingeborenen führen muß; wir sind die ganze

Geschichte der kapitalistischen Kolonialpolitik durchgegangen, um das zu erhärten, — und wie der Zustand da ist, stellen wir uns taub und blind und wollen erst die Gouverneursberichte abwarten! Aber freilich wissen wir jetzt ebenjogut, wie früher, wie die Dinge stehen — man braucht nur die Rede Bebel's nachzulesen, die in einem scappierenden Widerspruch zu der Stimmhaltung steht. Nachdem er die kolonialen Zustände als rechtmäßiges Ergebnis der kapitalistischen Kolonialpolitik hingestellt und auf die Zerrüttung aller sittlichen und sozialen Verhältnisse der Hereros durch die europäischen Kolonisten hingewiesen hat, meinte er: „Das alles aber würde eine solche Erhebung noch nicht rechtfertigen, deren Mißlingen für die Hereros furchtbare Folgen haben muß. Es handelt sich vielmehr um etwas, was auch den allerzivilisiertersten Euro-päer in Wut und helle Entrüstung und in die Revolution treiben müßte: um die Gefährdung der Grundlagen ihrer Existenz und ihres Eigentums.“ Damit war unsere Stellungnahme gegeben. Ablehnung ist Prinzip. Dazu brauchen wir keiner weiteren Beweise. Wenn die Regierung uns davon abbringen wollte, müßte sie erst durch Tatsachen das widerlegen, was Bebel ausgeführt hat. Statt dessen, erklärte plötzlich Bebel, er wolle weitere Nachrichten abwarten, um erst daraus die Beweise für oder wider die Behauptungen zu schöpfen, die er soeben gegen die Regierungspolitik ins Feld geführt hat. Das beweist wieder, daß unser Bebel sich vorzüglich zur Attacke eignet, nicht aber, einen Rückzug zu bedenken.

Schlüssig sagte es ja Bebel klipp und klar, um was es sich handelte: „Nachdem der Aufstand ausgebrochen war, war es selbstverständlich Ihre Pflicht, alles aufzubieten, um denselben so schnell wie möglich zu unterdrücken. Wir wollen nicht gegen die Bewilligung stimmen, damit es nicht scheint, als ob wir Ihnen dazu die Mittel verweigern.“ Und da will uns die „Leipz. Volksztg.“ klar machen, Stimmhaltung sei bloß eine andere Form der Ablehnung — Bebel sagt es ja, man wolle die Mittel nicht verweigern.

Der Grund, den Bebel zuletzt angegeben, wurde dann von Zubeil näher beleuchtet. Ein Teil der Fraktion stellte sich auf den Standpunkt, daß, welche auch die Ursachen des Aufstandes seien, Menschenleben auf dem Spiele stehen, die geschützt werden müßten. Als Menschenleben zählen in den Augen dieses Teils der Fraktion offenbar nur noch die Deutschen und nicht mehr die Hereros, die in Haufen zusammengeschossen werden sollen, um die ersteren frei zu bekommen.

Stehen wir die Folgerungen dieses Standpunktes. Die erste Folge wäre, daß man bei der Stimmhaltung nicht bleiben könnte, sondern direkt bewilligen müßte. Gilt es Menschenleben zu schützen, und übernimmt man die Verantwortung dafür, so geht es nicht an, sich darauf zu verlassen, daß es auch ohne uns eine Majorität geben wird, sondern dann muß man ehelich und offen seine Stimme abgeben. Wir können die Abstimmung unserer Partei nicht davon abhängig machen, wie die anderen Parteien stimmen. Was wir für Recht erkannt haben, das tun wir. Es ist ferner klar, daß, wenn wir den Schutz der Deutschen in Südwestafrika übernehmen, wir ihn den Deutschen in Ostafrika nicht verweigern können. Dergleichen an anderen Orten. Sollen wir nun aber die deutschen Ansiedler nur dann schützen, wenn sie bereits von wilden Jorden umlagert sind und ihr Leben kaum mehr zu retten ist? Wäre es nicht angebracht, dafür zu sorgen, daß der militärische Schutz stets am Orte sei und daß die Bedrängten nicht erst wochenlang unter schwierigster Not auf die Entlaststruppen zu warten brauchen? Man denke daran, wie es in Feling war! Also müßten wir nicht nur für gelegentliche Militärexpeditionen, sondern auch für ständige koloniale Besatzungen stimmen. Um aber das Ganze aufrechtzuerhalten, ist eine Kriegsflotte notwendig. Das hängt alles zusammen, ergibt sich eins aus dem anderen. Und die Folge wäre am letzten Ende, daß wir unsere ablehnende Haltung zu der Kolonial- und Marinepolitik der Regierung überhaupt nicht mehr würden aufrecht erhalten können. Denn jedesmal, wenn die Regierung eine Kolonie erwirbt, gibt es dort Deutsche, die zu schützen sind. Und jedesmal, wenn die Regierung einen kolonialen Aufstand unterdrückt, sät sie den Drachensamen zu einem neuen Aufstand. Damit steigen immer mehr die Mittel, die die Regierung zum Schutze der Kolonien bedarf, zugleich aber die Möglichkeiten, neue koloniale Abenteuer einzugehen. Wir aber würden in unseren Parlamentsreden die Kolonialpolitik der Regierung bekämpfen, durch unsere Parlamentsabstimmungen aber ihr Militär, Waffen und Schiffe zur Durchführung dieser Politik anheimstellen.

Soweit müßte es kommen, wenn wir töricht genug wären, auf uns einen Teil der Verantwortung für die Regierungspolitik zu übernehmen, die wir nicht verschuldet haben, die wir vielmehr grundsätzlich bekämpft haben.

„Menschenleben stehen auf dem Spiel!“ Und hat die Schiffsladung Kanonenfleisch, die man jetzt hinausgeschickt hat, nichts zu bedeuten? Sind das nicht

auch Menschenleben, die man auf's Spiel setzt? Sieht uns das Interesse dieser jungen Soldaten nicht näher, als das Interesse der kapitalistischen Menschenschinder, die den Aufstand zu Stande gebracht haben? Warum sollen wir die Einen für die Anderen opfern? Und dann: das beste Mittel, Aufstände zu vermeiden, ist — den kolonialen Abenteurern keinen Schutz zu gewähren. Wären diese Deutsche nur als Kaufleute und Bauern zu den Hereros hingegangen, so würde sich ein freundliches Verhältnis entwickelt haben. Man würde gewiß die Hereros tüchtig über-vorteilt und ausgebeutet haben, aber man würde sich doch hüten, die fremden Sitten und das fremde Eigentum in scappanter Weise zu verletzen. Da man hinter sich den militärischen Schutz fühlte, trat man nicht als Händler, sondern als Eroberer auf. Unter dem Schutz des Deutschen Reichs hat man die Hereros ausgeraubt und zu Sklaven gemacht. Und wenn jetzt die Hereros unterdrückt werden, woran ja wohl nicht zu zweifeln ist, so werden der Länder-raub und die Sklavenjagd gar keine Grenzen mehr kennen. Und dafür sollen wir Hunderte von Menschenleben hin-opfern?

Die ganze Verwirrung ist dadurch entstanden, daß einige unserer Reichstagsabgeordneten sich für einen Augenblick als Minister fühlten. So Einer legt den Finger an die staatsmännische Nase und grübelt nach, was er getan hätte, wenn er Reichskanzler wäre. Selbstverständlich findet er nichts geschickteres, als was eben auch Bülow tut. Denn es ist nicht das Genie Bülow's, das die Reichspolitik bestimmt, sondern es ist die Reichspolitik, der dieses Genie so gut zu stehen kommt. Die Reichspolitik ist das Ergebnis der ganzen staatlichen Entwicklung Deutschlands, wie sie kapitalistisch geworden ist, Wir können ihre Folgen nicht abwenden, solange wir ihre Grundlagen nicht meistern. Solange wir nicht die Staatsgewalt in den Händen haben, bleiben wir in der Opposition. Mag da die Regierung zusehen, wie sie fertig wird. Wir werden ihr nicht helfen, wir werden auch nicht beiseite treten, sondern werden alle ihre Schulden ihr aufs Haupt wälzen, bis sie unter der Last zusammenbricht.

Das ist der einzige Standpunkt, von dem aus wir eine folgerichtige Politik treiben können. Verlassen wir ihn, so beginnt ein Schwanken und Taften, das uns in unlösliche Widersprüche verwickelt. Die Partei kommt in eine neutrale Stellung, bei der sie ihre agitatorische Wirksamkeit verliert, ohne praktischen Einfluß zu gewinnen.

## Politische Standschau.

Deutschland.

Die Reichstagsstichwahl in Osnabrück, die am gestrigen Montag stattfand, endete mit einem Siege des national-liberalen Kandidaten Wambhoff, der 15 503 Stimmen erhielt. Der Gegenkandidat v. Bar (Welsche, Hospitant des Zentrums) erzielte nur 15 137. Unsere Parteigenossen hatten bekanntlich Wahlenthaltung proklamiert. Bei der Hauptwahl am 18. Januar d. J. erhielten: Wambhoff 11 685, v. Bar 12 883 und Schrader (Soz.) 4930 Stimmen; bei der Stichwahl am 25. Juni 1903: v. Schele (W.) 14 933 und Kaydt (nat.) 14 561 Stimmen.

Die „Herren im Hause“ haben zuweilen merkwürdige Einfälle, von denen man nicht weiß, sind sie ein Ausfluß der tieferen „sozialpolitischen Weisheit“ oder einfach ein Ergebnis von anmaßender Unberücksamtheit. So sind die Arbeiter der Vereinigten Gemischen Fabrik in Leopoldshall mit einem Unternehmerlask beglückt worden, der allerdings unverkennbar alle Merkmale der letzten „Jugend“ trägt und verrät, daß die „Weisheit“ hier einen bedenklichen Anstrich von Schuppenkästerei zeigt. Auf Grund einer Bekanntmachung, die feierlich am „schwarzen Brett“ angehängt war, sollen nämlich künftig Arbeiter, die einen Unfall erlitten haben, mit 1 Mk. Strafe (!) belegt werden! Als der Unfall den Arbeitern vorgelesen wurde, wurde ihnen zugleich mitgeteilt, daß obendrein jedem, dem ein Unfall passiert, eine Lohnkürzung zugebracht würde. Tatsächlich sind bereits verschiedene Arbeiter, die im Betriebe verunglückten, mit Strafe belegt worden. Die Arbeiter, die den betreffenden Revieren, wo der Unfall passiert, vorstehen, werden ebenfalls und zwar mit zwei Mark für jeden Unfall bestraft! Unter den Arbeitern, die „kein Verständnis“ für solche Proben von Unternehmerrweisheit haben, herrscht natürlich Empörung. Und niemand wird bestreiten, daß sie ein Recht dazu haben. Es ist selbstverständlich, daß ein Arbeiter in solchen gefährlichen Betrieben mit der nötigen Vorsicht zu Werke geht. Vielleicht ist es den „Herren im Hause“ unbekannt, daß auch Arbeiter ihr Leben lieb haben, und daß es erste und heiligste Pflicht ist, in ausreichender Weise für Schutzvorrichtungen Sorge zu tragen, die bei einiger Vorsicht jede Möglichkeit eines Unfalls ausschließen. Aber es ist ein feines Gemälde: Man spart das „über-küßige“ Geld für umfassende Schutzvorrichtungen und — verdient noch an den Unfällen, die den Arbeitern, die in solchen gefährlichen Betrieben leben und Gesundheit auf's Spiel setzen, zustoßen.

Die Wurfhaut an der Kirchturnspitze. Am Sonntagabend hat der Staatssekretär des Innern einige Aufschlüsse über die positive Arbeit des sozialen Königtums gegeben und von dem Programm des besonnenen sozialen Fortschritts so viel verraten, daß zu erraten wenig übrig bleibt: Rechtsfähigkeit der Berufsvereine unter Ausschluß der Arbeiter der Reichs- und Staatsbetriebe und gewisser öffentlicher Anlagen, die wichtige Aufgaben der Allgemeinheit zu erfüllen haben — das ist der Lohn, den der Frankfurter Kongress durch seine königstreue Gesinnung sich und der übrigen Arbeiterchaft verdient haben soll. Es ist an dieser Stelle schon oft genug ausgeführt worden, daß die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine nur in Verbindung mit der wirklichen Gewährung der Koalitionsfreiheit wertvoll ist. Wie die verbündeten Regierungen aber über diesen Punkt denken, ergibt sich aus den Ausnahmen, deren Einführung Graf Posadowsky angekündigt hat. Daß den „Berufsvereinen“ der Staatsarbeiter die Rechtsfähigkeit nicht erteilt werden soll, ist freilich nichts als ein blühiger Witz, eine schneidende Verhöhnung jener Leute, denen die Bildung wirklicher Berufsvereine überhaupt verboten ist. Und wenn nun weiter die Berufsvereine solcher Arbeiterkranden, die wichtige Aufgaben der Allgemeinheit zu erfüllen haben, rechtsunfähig bleiben sollen, so darf man wohl vermuntern fragen, welche Stelle der Arbeiterchaft keine wichtigen Aufgaben der Allgemeinheit zu erfüllen haben? Sogischerweise könnte also höchstens den Berufsvereinen von solchen Arbeitern die Rechtsfähigkeit zuerkannt werden, die etwa in Parkum- oder Spielkartenfabriken beschäftigt sind. In der wilden Republik Kalifornien hat ein Gesetz vom 20. März 1903 festgestellt, daß die Ausübung des Koalitionsrechts, sofern dabei Zwang, Gewalt, Drohungen nicht angewendet werden, in keinerlei Weise strafbar ist. Ausnahmen zu Ungunsten bestimmter Arbeiterschichten gibt es natürlich nicht. Im Deutschland des sozialen Königtums aber preißt man es als einen sozialpolitischen Fortschritt, wenn den Arbeitern bestimmter Kategorien ihr minderes Recht, ihre bis zum Nullpunkt eingeschränkte Vereinsfreiheit durch ein neues Gesetz abermals beschnitten werden soll. Unsere gerühmte Sozialpolitik, die man sich zudem noch durch königstreue Gesinnung verdienen muß, ist nichts als eine Wurfhaut an der Kirchturnspitze. Mit jenen, denen die königstreue Herzensache ist, soll hier nicht geredet werden. Die aber, denen der Reichskanzler das Bekenntnis zu loyalen Gesinnungen als ein gutes Geschäft empfohlen hat, werden es sich erapfligt überlegen, ob sich's denn eigentlich der Mühe verlöhne.

Von der positiven Arbeit der Sozialdemokratie die der Reichskanzler Graf Bülow absolut nicht zu entdecken vermag, ist sogar den feinsten unter den Junkern eine Ahnung aufzusteigen. In deren Organ, dem „Deutschen Adelsblatt“, gibt ein Herr v. Wedelski folgendes Bekenntnis von sich: „Der Sozialdemokratie gebührt nun das Verdienst, den Regierungen einen Antriebs zu umfassenden sozialen Reformen gegeben und die Parlamente willfährig für die Vorschläge der Regierungen gemacht zu haben. Es ist angebracht der drohenden sozialistischen Gewitterwolke ein völliger Wandel in den Anschauungen der Politiker einzutreten. Früher, vor dreißig oder vierzig Jahren, wurde die Selbsthilfe als das einzige, was die Arbeiter fordern konnte, gepriesen. „Sparrt“, hieß es, „und erwartet nicht die Unterstützung des Staates; denn nur durch Euch selbst könnt Ihr eine bessere Existenz erlangen.“ Sowohl Väter wie Söhne sprachen sich gegen die Idee einer staatlichen Altersversicherung aus — Eagen Richter ist freilich noch heute nicht gewogen — weil sie den Sparrtrieb der Massen vermindern und auch nur einen geringen Schutz gegen die ausbleibende private Hilfe gewähren. Inzwischen ist die Nachfolgerin beider im Parlament die sozialistische Alters-, Invaliden- und Unfallversicherung der Arbeiter nicht mehr.“ — Mit etwas mehr Worten ist hier das selbe gesagt, was der tote Bülow schon vor fast 20 Jahren erklärte, daß wir nämlich das kühne Sozialreformwerk noch nicht hätten, wenn es keine Sozialdemokratie und nicht in viele Leute gäbe, die sich vor ihr fürchten. Aber die Bülow und sein „Freies Volk“ können trotzdem nichts von positiver Wirklichkeit der Sozialdemokratie entdecken. Die Ursache liegt nicht in den Tatsachen, sondern in der geistigen Blindheit dieser Kreise, die sich selbst die Augen verbunden, um nichts zu sehen, was ist. Sollte man die offenkundigen Thatsachen berücksichtigen, so könnte man ja nicht so „schöne“ Reden gegen die Sozialdemokratie halten.

Zweierlei Staatsanwälte. Noch immer bemüht sich Dr. Barth vergebens, den Staatsanwalt dazu zu veranlassen, gegen die Leute von Reich wegen Anklage zu erheben, die ihn des Stimmkaufs beschuldigt hatten. Bis zum Justizminister ist er gegangen, und der hat ihn, der „Red. Br.“ zufolge, an das Oberlandesgericht verwiesen, statt den Staatsanwalt direkt zur Erhebung der Anklage einzufordern. Barthens Bemühen ist auch bei liberalen Reichstagsabgeordneten nicht ohne Erfolg geblieben. In Berlin hat man sich, gegen einen offenbar unrichtigen Vorbehalt, der ihn beschuldigt und verurteilt hatte, von Reich wegen verurteilt. Ganz anders steht es mit dem Reichstagsabgeordneten Dr. Richter, unter dessen Parteiführung, hat der nationaldemokratische Vertreter für Essen, Konradsgarten Bahja, angegriffen, weil er sich an der Sammlung für den Reichstagswahlkampf des Herrn Grotzmann beteiligt, während sein Anhänger ihn als einen solchen Vertreter des Reichstags im Reichstag empfing. Es wurde Bahja vorgeworfen, er habe entweder die Wähler geschickt oder doch wenigstens die Sammlung zugelassen. Das gab der Staatsanwaltschaft Grund, die Anklage zu erheben. Dem Richter ist der Reichstag ein höchlichst unangenehm verfallen, eine rechtliche Reichstagsabgeordneter zu werden, während in Berlin ein solches Jenseits eines Landes überaus beliebtes Gegenstand der Verurteilung war?

Was dem Senate der unbegrenzten Möglichkeiten. Die zweite jährliche Sammel-Literatur-Konferenz in Uberschönenbrunn bei der Regierung ab, für die Gewerke-Inspktion akademisch gebildete Frauen geschicklich mit den Männern empfanden, deren, prächtig geübte Arbeitstücken prägten. Und es soll Deutschland an der Spitze der Sozialdemokratie stehen?

Ein „stürmischer“ Werbung hat die Wurfhaut von Königsberg erregt. Die Wurfhaut...

„Korrespondenz Hoffmann“ bringt folgendes Dementi, das vom Wölffchen Telegraphenbureau weiter verbreitet wird: „Die in der gestrigen Nummer des „Volksrechts“ unter der Ueberschrift „Die bayrische Militärhoheit in Gefahr!“ gebrachte Nachricht, daß die Alarmierung der Münchener Garnison durch Se. Majestät den Kaiser beabsichtigt sein solle, und daß nach Bekanntwerden dieser Absicht Kriegsminister v. A. sich sofort direkt zum Vortrag beim Prinzregenten befohlen worden sei, ist vollständig aus der Luft gegriffen.“ — Daß solche Gerüchte entstehen können und Glauben finden, und daß man zu ihrer Erledigung sofort einen großen amtlichen Apparat in Bewegung setzt, weist auf die in Süddeutschland herrschenden Stimmungen ein gewisses Schlaglicht.

Sie wollen keine Denunzianten sein. Das Direktorium des „Deutschen Offiziervereins“ wendet sich in einer Verächtung, die an verschiedene Berliner Blätter gesandt wird, gegen den Verdacht, daß es in der bekannten Affäre der „Anumerfalte“ die Rolle des Denunzianten gespielt haben könnte und versichert, daß es „niemals Mittelungen seiner Mitglieder, die das Warenhaus ebenso wie jedes andere Geschäft als vertrauliche Korrespondenz seiner Kunden behandelt, an militärische oder andere Stellen weitergibt.“ — Es bleibt also bis auf weiteres fraglich, ob die Geschichte von dem frechen Väterer nichts weiter als eine artig erfundene Anekdote ist, oder ob ein anderer Diebsteht jenseit der Handlung begangen hat, deren Verdacht der Offizierverein so weit von sich zurückweist. Freilich scheint es fast, als ob dieser Verein manches seiner Mitglieder darüber hätte beruhigen wollen, daß das Reichsgeheimnis geäußert „Simplicissimus“ Stimmungen bei ihm besser aufgehoben sei als an anderen privaten Stellen.

Der Amnestieerlaß des neuen Herzogs von Anhalt ist zwar nunmehr erschienen, doch ist er bei weitem nicht so umfassend, als dieser Tage gemeldet wurde. Der Erlass verjagt lediglich den Straferlaß für alle Strafen, welche verhängt sind wegen Verleumdung von Mitgliedern des herzoglichen Hauses, von Behörden und Beamten, wegen Hausfriedensbruchs und wegen Uebertretungen aller Art. Demgegenüber Vergehen verhängte Strafen werden nur dann erlassen, wenn die erkannte Strafe nicht höher als 6 Wochen Gefängnis oder 150 Mk. Geldstrafe ist. Bei Körperverletzung und Verleumdung bedarf es der Verzichtleistung des Verletzten bzw. Verleumdigten.

Der Kölner Arztstreik dürfte mit der Verfügung des Regierungspräsidenten sein Ende noch nicht erreicht haben, vielmehr, wenn eine Einigung zwischen den Kölner und den von auswärtig hinzugezogenen Ärzten nicht stattfindet, demnach die Gerichte beschleunigen. Die fremden Ärzte verlangen strikte die Erfüllung der von den Krankenkassenvorständen eingegangenen Verpflichtungen, danach wären 30 Ärzte abzufinden, die gegen ein Jahresgehalt von 6000 Mk. und eine Konventionalstrafe von 6000 Mk., wenn der Vertrag gebrochen werden sollte, auf fünf Jahre verpflichtet worden sind. Zur Zahlung der ungeheuren Summe können sich die Kölner Ärzte nicht herbeilassen. Ein von diesen gemachtes Abfindungsgebot wurde von den fremden Kollegen zurückgewiesen. Diese beschließen einhellig, von der Erfüllung der erwähnten Forderungen nicht abzugehen.

Ein Arztstreik in Berlin. Die Berliner Ortskrankenkassen haben die beschränkte „freie Arztwahl“ eingeführt. Jedes Mitglied kann sich von einem beliebigen, dem Verein freigestellter Kassenzurückgehörigen Ärzte behandeln lassen. Auf Anregung des Vorstandes der Krankenkassen der Kaufleute sollte eine Verdrängung des Vertrags mit diesem Verein um 5 Jahre erfolgen, und der Vorstand des Arztvereins legte den Mitgliedern ein diesbezügliches Vertragsformular vor, welches in den letzten Tagen von der Mehrzahl der freigestellten Kassenzurückgehörigen unterschrieben wurde. Daraufhin machten die übrigen Ärzte gegen die Kassenzurückgehörigen mobil. In einer von etwa 1500 Berliner Ärzten besuchten Versammlung unter dem Vorsitz des Geheimrats v. Bergmann wurde der Vertrag scharf verurteilt. Unter diesem Druck entschloß der Vorstand des Vereins freigestellter Kassenzurückgehörigen sich zur Einberufung einer Vereinsversammlung, in der er unter Zustimmung der Mehrheit die bereits eingegangenen Verträge für nichtig erklärte und sich für eine bis einjährige Vertragsdauer erklärte. Man sieht hier wieder deutlich, wohin der Kurs geht!

Unter dem Rosenkranz. Eine Volksversammlung in Berlin, in der über die Russen- und Polensagen aus Preußen verhandelt und die Spiegelmirtschaft der Regierung scharf kritisiert wurde, wurde aufgelöst. Eine Reihe weiterer Protestversammlungen für Berlin und Charlottenburg wird unsere Partei noch abhalten. — Dem übereifrigen Beamten, der die von privater Seite veranstaltete Versammlung aufgelöst hat, wird die Delation seitens der zarischen Regierung sicher nicht verzeihen werden. Orden und Ehrenzeichen erhalten die Fremdschicht!

Ein blutiger Zusammenstoß zwischen Soldaten und Zivilpersonen ereignete sich, gelegentlich eines Gassenkampfes im Dorfe Dethen bei Allenheim. Dabei getötet die Zivilisten Schützmann und verletzten zwei Soldaten schwer. Als andere Soldaten jene verfolgten, schloßen sie in ein Haus. Die Soldaten umstellten es und drohten es durch Feuer zu vernichten. Nur mit Mühe gelang es, sie von ihrem Vorhaben abzubringen.

Der Kaiser der Geteros. Ueber neue Säubnisse meldet der Kommandant des „Habicht“: Bei Anwesenheit in der Nähe von Diabandja bis 21. Januar gyalen: Gyalabandja, Kommandant, Kommandant, Kommandant ist am 27. mit großer Macht angegriffen. Angriffe abgelehnt. Von Diabandja keine Nachricht, wahrscheinlich belagert. Gyalabandja hinter Karibid wieder in Angriff genommen, da Regen nachläßt. — Unklarheiten in früheren Depeschen sind jetzt dahin ausgeräumt, daß der Farmer Moritz Pilet mit seiner Frau geb. Dornitz und deren Schwester, Helene Dornitz, bei der Frau „Gyalabandja“ ermordet wurden. Der gleichfalls ermordete Kolonist Borberg, ein Sohn des verstorbenen Expeditionsleiters Borberg in Schwaberg, war unversehrt. Der bei Borberg sich aufhaltende jüngere Angehörige der Dornitzfamilie Stäber ist gleichfalls ermordet. Gewisse Vermutungen ergab das Ausbleiben von Nachrichten vom Gouverneur Dornitz. Man hat sich entschlossen, daß ihm etwas

zugefallen sei, muß man vermuten, daß seine Boten von Aufständigen abgefangen sind. Der bei Diabandja gefallene Gyalabandja Kommandant ist erst im vorigen April, nachdem er sich mit der Tochter eines Gastwirts in Zehlendorf verheiratet hatte, nach Schwaberg hinausgegangen; er hatte sich auf drei Jahre verpflichtet. Seine auf der Adresse hierher befindliche Witwe sieht ihrer Entbindung entgegen.

Die Bondezwarte und die Poptoten aus Orange haben sich nach einer Meldung der Papregierung, die der deutsche Generalkonsul in Kapstadt übermittelt, unter ihrem Häuptling am 28. Januar ergeben. Die Uebergabe der in den Kharasbergen wohnenden Aufständigen wird demnächst erwartet. — Diese Sorge wäre also das Kolonialamt glücklich los.

Kleine politische Nachrichten. Genosse O. Braun zeigte, nach der „Königsb. Volksztg.“, der dortigen Staatsanwaltschaft an, daß er sich, wie schon vermutet, in einer Seilanstalt befinde. — Am 27. Januar hat bei Brandenburg ein unblutiges Pistolenduell stattgefunden zwischen einem Offizier vom 3. Feldartillerie-Regt. und einem Berliner, der bei diesem Regiment als Einjähriger gedient hat. Vorkommnisse von früher sollen das Duell veranlaßt haben. — Der dänische König entband den Justizminister Alberti von seiner Funktion als Minister für Island und ernannte den Stadthauptmann von Jasiord Hannes Gafstein, einen geborenen Isländer, zu seinem Nachfolger vom 1. Februar mit den Befugnissen, wie sie im neuen Verfassungsgesetz für Island vorgelesen sind. — Zum Bürgerkrieg in Uruguay wird amtlich aus Montevideo gemeldet, daß eine Regierungstruppe von 1500 Mann eine Niederlage bei San Ramon erlitten hat. Nach einer weiteren Meldung haben die Aufständigen die Division des Generals Muniz angegriffen. Den Regierungstruppen gelang es zwar, ihre Geschütze zu retten, doch ging die Munition verloren. In Montevideo sind zwei Regimenter Nationalgarden aufgelöst worden, da sie versuchten, sich zu empören. Die Regierung beruft die im Felde stehenden Truppen zurück. Die Lage ist ernst.

Rußland. Sämtliche Fuhrlente in Minsk sind wegen vom Polizeimeister eingeführten Neuerungen in den Zustand getreten.

Oesterreich-Ungarn. Drangsalierung eines oppositionellen Blattes. Sonntag Nacht brangen mehrere Polizisten gewaltam in die Druckerei des Oppositionsblattes „Marodni Listy“ in Prag, beschlagnahmten die schon gedruckte Auflage, beschädigten die Maschinen und verhafteten die Arbeiter. Diese wurden jedoch später wieder freigelassen.

Schweiz. Das Zürcher Volk will keine Vordelle. Mit 49 598 gegen 18010 Stimmen verwarf am Sonntag die stimmfähige Bevölkerung im Kanton Zürich das Initiativbegehren auf Wiedereinführung von Vordellen.

Italien. Die Korruption in der italienischen Marine scheint sehr groß zu sein. Unser römisches Parteilorgan, der „Avanti“, hatte erklärt, daß das Kriegsschiff, das die italienischen Ausstellungsobjekte nach St. Louis bringen sollte, trotz Reparaturen im Arsenal zu Venedig, für die Ozeanreise untauglich sei. Hierauf stellte der Marineminister eine Untersuchung an und legte, laut „Italia“, nach Feststellung der Wahrheit den Direktor des Arsenal von Venedig, sowie zwei höhere Arsenal-Offiziere ab.

Schauderhafte Zustände scheinen im Militärgesängnis zu Gaeta bei Neapel zu herrschen. Dieser Tage wegen Unterschlagung und Mißbrauch der Amtsgewalt verhaftet. Die darin inhaftierten Soldaten hatten vor kurzem revoltiert, waren jedoch bald wieder zur Ruhe gebracht worden. Bei dieser Gelegenheit hatte der Major De Nuccio auf die Tumultuanten Feuer geben lassen. Der betreffende diensthabende Offizier, der den Befehl zur Ausführung brachte, wurde darauf zu einem Monat Gefängnis verurteilt und von dem General Mirabelli wurde eine Untersuchung über die Ursachen der Revolte eingeleitet, deren Ergebnisse aber, obwohl die Untersuchung schon längst zu Ende geführt sein dürfte, noch nicht bekannt gegeben sind und wohl aus triftigen Gründen in irgend einem Altersstadium ein beschauliches Dasein führen. Einiges ist jedoch trotz aller Verschleierversuche bekannt geworden, aus dem man auch ersehen, warum der General Mirabelli mit der Bekanntgabe der Ergebnisse zurückhält. Die Untersuchung soll nämlich gezeigt haben, daß die Gefangenen nur revoltierten, um vor ein Gericht gestellt zu werden und so Gelegenheit zu haben, die erduldeten Mißhandlungen zu enthüllen, die auch in der Festung von Gaeta Elmo an der Tagesordnung sein sollen. Verschiedene Soldaten, die sich unter den Reuterern befinden, sollen von dem General Mirabelli gefordert haben, daß gegen sie ein Strafverfahren eingeleitet werde, um die erlittenen Schindereien enthüllen zu können, widrigenfalls würden sie irgend ein Verbrechen begehen. Sogar gegen einige Soldaten, die dem Major de Nuccio tödlich angegriffen und drei Unteroffiziere verwundet hatten, wurde noch nicht verhandelt. Die Sache hat daher den Anschein, als ob man noch Schlimmeres veranschaulichen wollte.

Ostasien. Die russische Antwortnote an Japan ist noch immer nicht in Tokio überreicht worden. Nach Lage der Dinge ist diese Verzögerung der Ueberreichung der Note als ein sehr bedeutendes und unangenehmes Zeichen aufzufassen. — Nach einer Meldung der „Russ. Telegr. Agentur“ aus Charbin verlassen sämtliche Japaner das Territorium der ostchinesische Bahn. Japan hat bei einer englischen Firma zwei neue Kriegsschiffe bestellt; während Rußland große Vorräte von Kohlen aufkauft.

Süden und Nachbargebiete. Dienstag, den 2. Februar. Den Harmoniebläsern ins Stammbuch. Seitens der Friedrich-Dunderschen und sonstiger Anhänger des Glaubens an die Harmonie zwischen Kapital und Arbeit werden die Bestrebungen der auf dem Boden der Arbeiterbewegung stehenden Gewerkschaften dadurch bekämpft, daß sie behaupten und auch zu beweisen versuchen, die Arbeitgeber entgegen auch ohne Kampf in der Mehrzahl der Fälle

den berechtigten Wünschen ihrer Arbeiter. Die Praxis beweist nun tagtäglich, daß derartige Fälle zu den größten Seltenheiten gehören, ja, daß das Arbeitgebertum stets bestrebt ist, die Ware Arbeitskraft zu einem noch billigeren Preise als bisher zu kaufen, d. h. den Lohn zu kürzen und dabei gleichzeitig die Arbeitsleistung zu erhöhen. Das mußten zu ihrem Leidwesen nun auch wieder die Habelmeister der Firma Gossmann u. Jürgen erfahren, indem man ihnen die Prozedente, welche sie außer ihrem festen Arbeitslohn beziehen, ganz erheblich gekürzt hat. Ein paar Beispiele mögen das erläutern: Für Habeln und Spund erhielten sie früher 50, jetzt 30 Prozent, für Stoffbretter, beide Seiten behobelt und für Raubspund früher durchschnittlich 50 Prozent, jetzt für Erstere 40, für Letztere 25 Prozent. Hand in Hand hiermit ging eine Erhöhung desjenigen Satzes, bei dem die Prozentberechnung in Kraft tritt. Früher gab es bereits Prozedente, wenn bei gr. Maschinen, Habel und Spund, 26 Tausend Fuß verarbeitet waren; heute erfolgt die Prozentberechnung erst nach Verarbeitung von 28 Tausend Fuß. Bei kl. Maschinen, Habel und Spund, ist dieser Satz von 11 auf 15, bei einer Maschine, Habel und Spund, von 30 auf 35, und bei gr. Maschinen, Raubspund, von 36 auf 48 Tausendfuß erhöht worden. Der Zweck dieser Maßregel ist, eine erhöhte Arbeitsleistung zu veranlassen. Daß das ohne eine weitere erhebliche Gefährdung von Leben und Gesundheit der Arbeiter möglich ist, muß stark bezweifelt werden. — Hieran kann jeder einsichtige Arbeiter erkennen, was er zu erwarten hat, wenn er als Harmoniedüster auf den guten Willen seiner Arbeitgeber vertraut. Anstatt mit Lohnaufbesserungen beglückt man ihn mit Lohnherabsetzungen. Daß das nun hier gerade den Habelmeistern passieren mußte, die, sofern sie bereits dem Verbands angehört, größtenteils wieder ausgetreten sind, ist bitter. Hoffentlich ziehen sie jetzt hieraus die richtige Lehre und gliedern sich gleichfalls der Organisation an. Nicht Harmonie zwischen Kapital und Arbeit, sondern Kampf ist die Parole der vorwärtsstrebenden Arbeiterschaft.

**In der Privatklage** des Gutsbesizers Weigel in Rauen gegen uns ist der auf kommenden Donnerstag angelegte gewesene Termin auf Donnerstag, den 3. März, Vormittags 10 Uhr, verschoben worden.

**Arbeitererzählung.** Am Freitag Nachmittag gegen 4 Uhr verunglückte auf der Koch'schen Schiffswerft der Arbeiter Hermann Müller dadurch, daß er infolge Unachtsamkeit der Luftmaschine einen Knochenbruch am Mittelfinger der linken Hand erlitt. Der Verletzte mußte sich in ärztliche Behandlung begeben.

**Ohne Furcht!** An den langen Abenden in des Dorns wärmender Nähe plaudernd und erzählend sich am besten. „Ach Mama, noch eine Geschichte!“ So tönt es immer wieder von den andächtig daliegenden Kleinen, die kein Auge wegwenden und kaum zu atmen wagen, wenn die Erzählung beginnt, gruselig zu werden. Manche Mutter läßt den angenehmen Schauer und den Zauber künstlicher Erzählung mit, die solche unwahren Schreckens-Erzählungen erzeugen, und die dunkle Nacht, der Sturm draußen ist noch dazu angetan, die lebendige Phantasie der Kleinen anzuspannen. Die Mutter aber, die solche Schauererzählungen erzählt, nimmt keine Rücksicht auf ihre erzieherischen Pflichten den Kindern gegenüber. Es ist nachteilig für das Kind, sein Gehirn mit Schreckensgebilden anzuwühlen. Manche Mutter, Großmutter, Tante liebt es, bei jeder Gelegenheit dem Kinde mit dem Popanz, mit dem schwarzen Mann, mit dem knecht Ruprecht usw. bahge zu machen. Dadurch stellen sich die Erzieher ein Schwachsinnigkeitszeugnis aus. Das Erwachen einer geheimnisvollen Furcht ist ein schlechtes, verächtliches Erziehungsmittel. Kinder sind von Natur nicht furchtsam, die Furcht wird ihnen gewöhnlich aneuerogen und sie wächst dann immermehr. Schon wenn eine Mutter bei ungewöhnlichen Ereignissen übertrieben ängstlich tut, fängt das Kind an zu weinen. Eine furchtsame Mutter hat stets furchtsame Töchter, wenn nicht auch Söhne. Nun taugt die Furcht für das Leben nichts. Sie fördert den Spott und den Hebermut heraus, und mancher hat schon bleibenden Nachteil von der Furcht gehabt. Die Schreckhaftigkeit hat oft Krankheit erzeugt. Der Furchtsame sieht selbst beim Mondenschein Aeste, Zweige für Geipenster an, er rettet bei Gefahr die unnützlichsten Dinge, vergißt stets das Notwendigste und rennt ins Unglück hinein, wie die Schafe ins Feuer. Wo er laufen soll, bleibt er wie angewurzelt stehen. Gerade, wenn zu reden ist, bringt er kein Wort heraus. Nacht und Dunkelheit erzeugen Furcht aus demselben Grunde, aus dem der Taube argwöhnischer und unfokulierter Volk abergläubischer ist als andere — aus Unwissenheit über das, was in ganz natürlicher Weise um uns vorgeht. Wie dem sich entwickelnden Kinde, das erst Begriffe sammeln muß, z. B. die Nacht geschildert wird, so bleibt die Vorstellung für das ganze Leben haften, und die Phantasiegebilde sind dann wieder die Frucht von der Furcht, die Furcht aber erzeugt nur schreckliche Früchte. Statt Furcht zu erzeugen, ist es im Gegenteil Pflicht der Eltern, alles bei den Kindern möglichst natürlich zu behandeln und zu erklären, selbst keine Furcht zu zeigen und vor allen Dingen alle unwahren Geschichten — namentlich die gruseligsten — zu vermeiden! Wer seine Kinder zur Furcht erzieht, gibt ihnen einen schlechten Erbsitz mit.

**Auf Wunsch** des Herrn Zimmermeisters G. Jänemann, Effenstraße 26, weisen wir darauf hin, daß die in Kiel ermordete Frau Schünemann heißt.

**Stück Variete.** Den „Clou“, die Zugnummer, des neuen Spielplanes, dessen Klaffe Montag Abend ihre Viktenkarte abgaben, bildet zweifelslos die Mlle. Marguerite mit ihren acht afrikanischen Löwen. Das Tiermaterial, mit dem Marguerite vor das Publikum tritt, ist äußerst stattlich; besonders ist das männliche Geschlecht der „Wälfenköpfe“ geradezu hervorragend gut vertreten. Die Dressur, wie sie seitens der Dompteuse ausgeübt wird, ist vorzüglich von dem ab, was man sonst zu sehen bekommt. Ohne übermäßige Anwendung der Peitsche sind die Tiere gehorsam auf's Wort; sie nehmen Hindernisse, schaukeln sich, lassen sich von der Dompteuse willig den Arm in den Nacken legen u. v. a. m. Da Mlle. Marguerite schon an sich eine recht stattliche und gewinnende äußere Erscheinung ist und so gar nichts von dem starren und strengen Zug der gewöhnlichen Löwenbändigerinnen an sich hat, so bietet ihr Dressurakt einen weit erfreulicheren Anblick, als sonst üblich. Eine schwarz-schöne Szene bildete der recht grazios ausgeführte Serpententanz im Löwenzinger. Durch prächtige Farbengebung wurden wunderbare Effekte erzielt. Große Feinheit erzielte Marguerite schließlich, als sie in voller Freiheit erste 7 Monate altes Löwenbaby vorführte, um ihm die Milchflasche zu geben. Für etwaige überängliche Gemüter sei noch angemerkt, daß die Dressuren in einem großen Doppelpark auf der Bühne ausgeführt werden, aus dem jedes Entweichen eines der Raubtiere nach menschlichem Ermessen völlig ausgeschlossen ist. Neben der Löwendompteuse weist das Programm noch eine Reihe von Künstlern auf, die nicht weniger des Interesses entbehren. In dem Opern-

sänger Doria de Gomez stellte sich ein Bariton vor, der noch sehr gut bei Stimme ist. Die Arie und die Stretta aus dem „Troubadour“ gelangen ihm ganz vorzüglich. Max Henry ist ein routinierter „Malabarist“, besonders sein Spiel mit der schweren Messingflügel sei erwähnt. Einen ganz vorzüglichen Griff hat die artistische Leitung mit der Soubrette Lolli Pauli gemacht, die sich weit über die übliche Dugendware erhebt. Gedächtnis Spiel, guter Vortrag sind ihr in hohem Grade nachzuräumen. In dem Instrumental-Imitator Max Marzelli tritt uns zweifellos ein Meister seines Faches entgegen. Alle möglichen Instrumente, wie Violine, Zither, Mandoline, Klyphon, ja sogar ein verstimmtes Geierkasten, werden von ihm imitiert. Es spricht jedenfalls am besten für die Güte des von ihm Gebotenen, wenn wir erwähnen, daß das Publikum, obwohl es doch gerade in diesem Genre fast überfüllt ist, immer und immer wieder den Künstler zu Zugaben veranlagte. Eine geschmackvolle Tänzerin ist die d'Erry, die verschiedene Nationaltänze ausführte. Der Humorist Bernh. Posen verfügt über ein sehr ausdrucksvolles Organ und schöne Aussprache, leider ist der Inhalt seiner Kouplets etwas trocken, was aber leicht abgeändert werden kann und sicherlich auch abgeändert wird. Den Schluß macht nach alter Gewohnheit Droses Biograph, der diesmal unter anderem die Fete „Ali Baba und die 40 Räuber“, frei nach „1001 Nacht“, bringt. Alles in Allem: ein Programm, das sich sehen lassen kann.

**Die Gesuche um Aufnahme in das Waisenhaus** sind von den Müttern oder den Angehörigen der Kinder in Begleitung der letzteren am Freitag, den 15. Februar, morgens 9 Uhr, im Waisenhaus anzubringen. Taufschein, Zerpfschein und Schulzeugnis des Kindes sind dabei einzureichen.

**Steuernzahlen!** Der vierte Teilbetrag der Einkommensteuer für das Jahr 1903/1904 ist von Steuerpflichtigen, welche im Besitze eines Steuerzettels für die Stadt sind, in der Zeit vom 1. bis 15. Februar d. J. bei Vermeidung des Zuschlags der gesetzlichen Gebühr zu entrichten.

**Handelsregister.** Am 30. Januar ist bei der offenen Handelsgesellschaft Knier u. Bartels in Lübeck eingetragen: Die Gesellschaft ist aufgelöst. Der bisherige Gesellschafter, Kaufmann Ch. J. Bartels ist alleiniger Inhaber der Firma.

**Gefundene Gegenstände.** Im Monat Januar d. J. sind beim Polizeiamte als gefunden eingeleitet und nicht wieder abgefordert worden: Diverse Portemonnaies mit und ohne Inhalt, sowie Regenschirme, Handstöcke, Taschentücher, Handschuhe und Ansteckarten, zwei goldene Strawattennadeln, ein goldener Mantelknopf mit Opalstein, zwei Paar Pantoffel, zwei Zigarrentaschen, ein schwarzes Kopftuch, eine Marttasche, eine braune Boa, eine kleine Anhängetasche, eine Brille mit Futteral, ein dunkelblaues Damenjacke, ein Damenjahrad, eine Schultasche, ein weisse Kinn, ein Fächer, ein Kindermanteltragen, eine Mütze, eine Pelzmütze, ein Gesangbuch, eine weißblaue Schürze und ein grauer Herrenhut.

**Einbruch im Leihhaus.** In der verfloßenen Nacht kam zur Kenntnis des Polizeiamtes, daß in dem öffentlichen Leihhaus in der Schildstraße ein Einbruchsdiebstahl ausgeführt worden solle. Die diesbezüglichen in der Nähe postierten Polizeibeamten bemerkten alsbald, daß zwei Männer sich in einem Zeitabstande über das eiserne Tor schlangen, das zu der Petri-Mädchenschule und zu dem Hof des Leihhauses führt. Von hier aus waren die Diebe in das Innere des Leihhauses gelangt; sie hatten bereits versucht, die Kontortür gewaltsam zu erbrechen, als sie überführt und festgenommen wurden.

**Achtung, Zimmerer!** Ueber die Firma Altiengesellschaft für Hoch- und Tiefbau, vorm. Geh. Helfmann, (Bahnhofsbau), ist die Sperre verhängt worden.

**Schwartzau.** Gegen die Hornverhinderung absetzen der Tremier Knochenmühle ist dieser Tage eine Petition in Umlauf gewesen, die erfreulicherweise zahlreiche Unterschriften gefunden hat. Hoffentlich hat dieselbe den gewünschten Erfolg.

**Schönberg.** Eine Menderung der Taktik? Der am Freitag der Landtag des Fürstentums Rügen, der zum Februar einberufen ist, seit 1870 nicht beschlussfähig gewesen, weil die bürgerlichen Vertreter nicht erschienen. In der letzten Versammlung des Bürger- und Bauernvereins wurde nun von mehreren Seiten, u. a. auch von Rechtsanwalt Hall, eine Besichtigung des Landtages empfohlen. Begründet wurde dieser Vorschlag damit, daß die bürgerliche und bürgerliche Partei mit 11 gegen 10 Stimmen die absolute Mehrheit habe und das Zustandekommen unangenehmer Verordnungen zu inhibieren könne. Die Versammlung beschloß alsdann mit großer Majorität, die Wähler der einzelnen Vogteien zu besonderen Versammlungen zu laden und ihre Zustimmung einzuholen, ob die Abgeordneten den Landtag am 22. Februar d. J. beziehen sollen oder nicht.

**Obesloe.** Zum Kirchenstreit. Eine in Meddewaade abgehaltene Versammlung von Kirchengemeindegliedern beschloß einstimmig, einer zu gründenden freikirchlichen Gemeinde beitreten zu wollen. Das Konsistorium dürfte hiervon gerade nicht sehr erbaut sein.

**Aus der Arbeiterbewegung der Nachbargebiete.** Mit den Geldsammlungen der ausgesperrt gewesenen Weber und Weberinnen in Krimitzschau hat die Expedition des „Hamb. Echo“ Schluß gemacht. Im ganzen sind dort, außer den noch etwa ausstehenden Geldern, 52 669,49 Mark eingegangen. Hierin sind jedoch die Beträge nicht einbezogen, die von den Gewerkschaften geopfert worden sind. — Die Verkehrs-Kommission der Hamburger Hafen- und Werftarbeiter, See- und Schiffszimmerleute, Maschinenisten u. a. eine von den genannten Gewerkschaften eingesetzte Körperschaft, hat an den Senat eine Eingabe gerichtet, in der u. a. um Verstaatlichung sämtlicher Verkehrsmittel für Personenbeförderung, Bau eines Tunnels durch die Elbe, Bau von Wartehallen u. erfucht wird.

**Kleine Chronik der Nachbargebiete.** In Hamburg braunte gestern ein in der Gröningerstraße befindlicher großer Speicher total aus. — Der Hamburger Dampfer „Patagonia“ ist, als er Antwerpen anließ, mit einem Segelschiff zusammengestoßen. Letzteres wurde so schwer beschädigt, daß es nach kurzer Zeit unterging; die Besatzung wurde gerettet. Der Dampfer „Patagonia“ wurde ebenfalls erheblich beschädigt. — Beim Schlittschuhlaufen ertrank in Hamburg ein 14-jähriger Knabe. — Nach seiner Ergreifung in Hamburg versuchte ein Deserteur aus Kiel sich zu erheben. Er trug eine schwere Verletzung davon. — Ein Feuer, entstanden durch Brandstiftung, äscherte in Flensburg die ausgekapelten Bretter in der Holzlagerei von Schmidt total ein. — Der Schiffszimmerer Georg Damm vom Schiff „Stoß“ ist, nach einer Kieler Werbung, vor Curacao bei einem Seemannsverband aus dem Boot abgestürzt und hat einen Schädelbruch erlitten, an dem er gestorben ist. — Der Oldenburger Landtag soll, wie verlautet, am 23. Februar wieder zusammentreten.

**Hamburg.** Die Bewilligung der 10000 M.

für Alsekund seitens der Hamburger Bürgerschaft gliedert unser Hamburger Parteiorgan mit vollem Recht wie folgt: 10000 Mark für Alsekund hat auf dringlichen Antrag des Senats am Sonnabend die Bürgerschaft aus öffentlichen Mitteln bewilligt. Dagegen ist nichts einzuwenden, und die Gabe ist den von einem furchtbaren Unglück betroffenen Leuten von Alsekund wohl zu gönnen. Aber ganz ungewollt drängen sich Vergleiche auf; wie ist es sonst gehalten worden bei ähnlichen Katastrophen? Im vorigen Sommer wurde ein großer Teil Schlesiens von Ueberschwemmungen heimgekehrt. Viele Menschenleben wurden vernichtet und Tausende von Familien gezeiet nicht nur auf kurze Zeit, sondern dauernd ins tiefste Elend. Ganze Dörfer waren vernichtet und die Fluren durch die Ueberschwemmung auf lange Zeit zu unfruchtbar durch den Dödland geworden. Was geschah damals? Wurden Hilfserpeditionen ausgerückt? Gingen innerhalb 24 Stunden große Transporte von Lebensmitteln und Kleidungsstücken für die schwerbetroffenen Schlesier ab? Hat der Senat einen Antrag gestellt, die unglücklichen Landsleute mit 10000 M. aus öffentlichen Mitteln zu unterstützen? O nein! Die Schlesier konnten ja warten, bis private Sammlungen, unzulänglich wie ihr Ergebnis immer ist, etwas zur Abhilfe der allerschwersten Not zusammenbrachten. Warum sind die Schlesier auch Deutsche, und warum wohnen sie nicht auf interessanten Inseln in interessanten Meeresbuchten? Die Schlesier überließ man vertrauensvoll der preussischen Regierung, deren Frigidität und glückliche Hand in solchen Dingen ja weltberühmt ist. In der Tat türmten sich bald die Berichte der „nachgeordneten Instanzen“ zu Alsenbergen und allmählich drang die Kunde von dem Ereignis auch bis zu den Ohren der Minister, von denen der eine oder andere nach geraumer Zeit den Wagemut fand, das Ueberschwemmungsgebiet zu „inspizieren“. Sogar einen Besuch ihrer Landesmutter erlebten die Schlesier, und es war rührend zu lesen, wie die hohe Frau in Begleitung von Kammerherrn Soudso und Hofdame Dieudonné in den Dörfern erschien und von der Schuljugend mit Gesang, von den Honoratioren mit Ansprachen, von den Ehrenjungfrauen mit Blumenkränzen begrüßt wurde. Aber — wie gesagt — es brauchte geraume Zeit, bis diese Hilfsaktion in Gang kam. Und jetzt eben ist der Fiskus damit beschäftigt, in den damals betroffenen Gebieten eine Abgabe zu erheben, um aus diesen Mitteln gegen die Wassergefahr Vorkehrungen zu treffen. Doch Alsekund liegt nicht in Schlesien, sondern in Norwegen, und eine Hilfsaktion macht Effekt! Ja, Effekt ist das Wort, das die Lösung so vieler Rätsel gibt. Damit soll nicht gesagt werden, daß nicht auch für Schlesien sich die bekannte „spontane“ Mildbätigkeit geregt hätte, wenn das Telegramm gekommen wäre. Aber das Telegramm blieb aus.

**Kiel.** Der Marineoberfähreiber Keding, der wegen dringenden Verdachts, die Frau Schünemann hierher selbst vergewaltigt und getötet zu haben, verhaftet worden ist, wurde dem zuständigen Kriegsgericht der 1. Marineinspektion übergeben, das den Gerichtsassessor Jäpel mit der Untersuchung beauftragte. Gleichzeitig wird bekannt, daß es sich im vorliegenden Fall kaum um einen Lustmord im eigentlichen Sinne handele, sondern nach Annahme des Untersuchungsrichters um Nothwehr mit nachfolgendem Tode handeln dürfte, sodas eine Zuchthausstrafe von 10 Jahren bis Lebensdauer in Frage kommen würde. Die inneren Verletzungen der Toten können auf natürliche Weise entstanden sein und wären nicht geeignet, den Tod allein herbeizuführen. Dagegen ist die Schünemann an Erschden durch Würgen oder Auspressen eines Riffens gestorben. Da der Täter, wie man meint, nach vollendetem Vergewaltigung sein Opfer ohnmächtig geworden glaubte, so hat er versucht, die Frau durch Benetzen mit Wasser ins Leben zurückzurufen. Dadurch würde sich auch das Vorfinden einer Wasserfläche und einer Tasse am Bette der Toten erklären. Als schwerer Verdachtsgrund wird die Tatsache herangezogen, daß Keding behauptet hat, erst 10 Uhr 20 Min. nach Hause gekommen zu sein und 10 Uhr 30 Min. die Frau tot gefunden zu haben. Dagegen ist durch Zeugenaussage bewiesen, daß K. schon um 10 Uhr heimkehrte, das Verbrechen aber in der Zeit von 10 Uhr bis 10 Uhr 30 Min. verübt ist. Auch die Wüstung der Kleider des vermeintlichen Täters ergab schwere Verdachtsmomente. Keding war selbst bei seiner Verhaftung sehr niedergeschlagen, weinte fortwährend, machte jedoch kein Geständnis. — Eine Dunstexplosion ereignete sich gestern nachmittag an Bord des in der kaiserlichen Werft liegenden großen Kreuzers „Prinz Adalbert“. Die Heizer Polanowski, Hans Schmidt, Schwertfeger und Kraul sowie der Matrose Fedder erlitten Verbrennungen. Lebensgefahr besteht für die Verletzten glücklicherweise nicht.

**Oldenburg.** Der Doppelmörder entdeckt? Die Polizei teilt mit, daß der Einbrecher, der hier im September bei dem Wirt Destermann am Stau 9, 10000 M. erbeutete, in der Person des angeblichen Josef Gottwald in Engelo in Holland bei Verübung eines neuen Einbruchs erwischt und festgesetzt wurde. Wie der „Wes. Ztg.“ mitgeteilt wird, liegt begründeter Verdacht vor, daß Gottwald auch den Doppelmord an den beiden Frauen hier begangen hat. Er soll am Abend vor dem Morde hier von zwei Frauen in der Staustraße gesehen sein. Gerichtsfest wird von hier nach Engelo gesandt, um ihn zu relognoszieren.

**Wilhelmshaven.** Bestätigung eines Todesurteils. Sonntag Nachmittag ist die Bestätigung des über den Matrosen Kohler gefällten Todesurteils eingetroffen. Die Hinrichtung wird in den nächsten Tagen voraussichtlich in Aurich stattfinden. Wie erinnerlich, hatte Kohler auf der „Doreley“, als das Schiff am Hafen von Bräuns lag, einen Unteroffizier ermordet.

### Lübecker Stadttheater.

Franceschina Brevotti verabschiedete sich am Montag Abend vom hiesigen Publikum, und zwar als Rosine („Barbier von Sevilla“) und Santuzza („Cavalleria rusticana“). Es sind dies zwei Partien, die in ihrem Charakter und ihrer musikalischen Ausführung so grundverschieden von einander sind, daß nur eine wirklich bedeutende Künstlerin dieselben in gleich guter Weise wiedergeben vermag. Fr. Brevotti gilt wohl mit Recht als die erste Gesangsvirtuosin der Gegenwart; die spielende Leichtigkeit, mit welcher sie die schwierigsten Koloraturen ausführt, dürfte schwerlich übertroffen werden. Als Rosine hatte die Künstlerin nun die beste Gelegenheit, ihre Kunst im hellsten Lichte zu zeigen; dabei war ihre Darstellung so nachsichtig und voller Schelmerei, daß man entzückt davon sein mußte. Als Santuzza ließ Franceschina Brevotti erkennen, daß südländisches Blut in ihren Adern rollt. Mit Leidenschaft in Gesang und Spiel, dabei doch stets die Schönheitslinie innehaltend, staitete sie das verlassene Mädchen aus. Das zahlreiche Publikum wurde mit seinen Beifallsbezeugungen nicht müde, und feierte namentlich am Schluß der Vorstellung die ausgezeichnete Künstlerin in spontaner Weise.

**Beste Nachrichten.**

**Polen. Kohlen- und Gasvergiftung.** Eine Witwe und ihre beiden Töchter in Pinne wurden Sonnabend Mittag in ihren Betten tot aufgefunden. Es liegt Vergiftung durch Kohlen- und Gas vor.

**Berlin.** Eine Weiberrevolte brach Montag Nachmittag abermals auf der Krankenstation für Frauen im kaiserlichen Ochsengasse. Acht Fenster im ersten Stockwerk wurden zertrümmert, Schmel und andere Utensilien flogen auf die Straße. Die Uebertäter wurden ein- weilen in den Arrest geführt.

**Leipzig.** Der Gerüstesturz am Schöne- felder Wasserwerk, bei welchem am 3. Sept. 1902 11 Handwerker ihren sofortigen Tod fanden und 14 schwere Verletzungen erlitten, bildete seit dem 26. Januar den Gegenstand einer Landgerichtsverhandlung, bei welcher sich die Baumeister Hoffmann und Keger gegen die Anklage der Außerachtlassung der aner- kannten Regeln der Baukunst, sowie der jahrelässigen Lötung und Körperverletzung zu verteidigen hatten. Während der Verhandlungen wurde der Maurer Forberg, welcher versucht haben soll, im Hospital einen der Zeugen zu einer falschen Aussage über die Beschaffenheit des Bau- gerüsts zu verleiten, verhaftet. Die Angeklagten wurden kostenlos freigesprochen. Die Katastrophe ist nach Aussage der Sachverständigen einem unglücklichen Zu- sammenstreffen verhängnisvoller Umstände zuzuschreiben.

**Chemnitz.** Liebesdrama. Wegen unglücklicher Liebe erstickt in Gersdorf bei Hohentheim-Ernstthal der 23jährige Posthilfsschaffner Scharfshmidt aus Chemnitz sich und seine Braut, ein 18jähriges Dienstmädchen.

**Frankfurt a. M.** Eine Prinzessin auf der Anklagebank. Montag begann vor der hiesigen Strafkammer die Verhandlung gegen die Prinzessin Alexandra zu Hohenburg-Büdingen. Die An- klage lautet auf Unreue. Wir werden über den Aus- gang des Prozesses berichten.

**Diebstahl.** Ein schwerer Unglücksfall er- eignete sich auf dem Eisenwerk „Karlshütte“. Die Schlosser Bauer und Zeffy waren mit einer Reparatur am Hoch- ofen beschäftigt. Plötzlich senkte sich dieser und eine Feuer- hülle entzündete der sich öffnenden Klappe. Die beiden Arbeiter wurden schrecklich verbrannt, jedoch sie bald darauf starben.

**Mord.** Raubmord. Sonnabend früh wurde die in dem Vorort Ronigau in einem kleinen Hause allein wohnende, 60jährige Witwe Blerise mit durchschnittenen Kehle tot aufgefunden. Es liegt Raubmord vor. Von dem Täter fehlt bis jetzt jede Spur. — **Chedrama.** In Walscheid hat der Waldarbeiter Müller, nachdem er seine Frau mit Messerhieben tödlich verwundet hatte, sich den Hals durchgeschnitten.

**Napoleonten.** Kritik der Arbeit. Im Kuranger Magnet-Bergwerk erfolgte Sonnabend bei Vornahme einer Sprengung eine Explosion von Dynamit, wobei acht Arbeiter lebensgefährlich verletzt wurden. Alle Arbeiter sind des Augenlichts beraubt.

beleidigungsprozeße bezeichnen, in der jeder Zeitungsbetreibende die größte Sorgfalt obwalten lassen müsse, um sich nicht einem solchen Prozesse auszuliefern. Daß diese Ansicht nicht überall zutreffend ist, daß man vielmehr in der sogenannten guten alten Zeit in dieser Hinsicht vorzüglich sein mußte, und — in bezug auf die auswärtigen Herrscher — noch vorsichtiger als heutzutage, um sich nicht wenigstens eine ernstliche Verwarnung zuzuziehen oder gar die Aus- übung des Zeitungshandwerks bedroht zu sehen, das lacht die „Buchdrucker-Woche“ an einigen Beispielen klarzulegen. Unter dem 19. Dezember 1733 richtete König Friedrich Wil- helm I. von Preußen an die Regierung in Magdeburg einen Erlaß, den wir unter Weglassung der einzelnen Titulaturen im Wortlaute nach der von der Faberischen Buchdruckerei in Magdeburg herausgegebenen Festschrift ihres 250jährigen Bestehens hier wiedergeben:

„Der Russische Hof beschwert sich, daß den Magde- burgischen sub Nr. 133 und 134 gedruckten Zeitungen, die in Kopia hierbey angefügte Artikula inserierter worden wäen. Wie sich nun keineswegs gebühret, dergleichen falsche und unaufrichtige Nouvelles denen publicken Zeit- ungen einstecken zu lassen, also habet Ihr auch dem dortigen Gz'ttier seinen defalls begangenen Unfug zu verweisen, mit der Verwarnung, daß wofern Er wieder- umb, dergleichen Beschwerte, wider sich verurjachte, Er davor jedesmal 20 Rthl. fiskalischer Strafe, zu erlegen angehalten, Ihm auch wohl gar dem Bestanden nach das Zeitungs-Handwerk gänzlich geleeget werden sollte. Sind Euch mit Gnaden gewogen.“

Auf Sr. Königl. Majest. Allerhöchst. Special-Befehl Thulmeier.“

Von den beiden Artikeln datierte der eine aus Elbing vom 30. Oktober und enthielt die Mitteilung, daß nach dem bereits vor einigen Tagen der Tod der Kaiserin von Ruß- land gemeldet, dies Gerücht aber wenig Glauben gefunden habe, dasselbe nun aufs neue durch erhaltene Briefe be- stätigt werde, und daß der Tod der gedachten Monarchin ganz unvermutet und plötzlich gemeldet sei. Der zweite Ar- tikel datierte aus Paris vom 28. Oktober und enthielt die Nachricht, die Hofe habe 60 000 Tackaren in das russische Gebiet einrücken lassen, und zu Danzig seien Aga (Aga gleich Titel türkischer Militär- und Zivilbeamter) von denselben angelangt, welche dem Könige (gemeint ist hier der von Polen) zu der wiedererlangten Krone Glück wünschen und ihm versichern mußten, daß der Sultan noch mehrere Truppen einrücken lassen würde, um ihn wider alle Feinde auf dem Throne zu erhalten“ usw. Besonders vorsichtig mußten die Zeitungen wäh- end der Zensur mit der Veröffentlichung der die Herrscherfamilien betreffenden Nachrichten sein, weil die Zensoren fürchteten, bei den betreffenden Höfen anzuklopfen, wenn sie eine denselben unerwünschte Nachricht passieren ließen. Ramentlich wurde den Zeitungen von den Zensoren eingeschärft, den König und seine Familie betreffende Nachrichten nur dann zu bringen, wenn sie bereits in Berliner Blättern gestanden hätten. So sollte auch gegen Mitte des 18. Jahrhunderts die Mitteilung einzelner Zeitungen, daß auf der Pfaueninsel bei Potsdam Bieser verkauft worden seien, den besonderen

Unwillen des Monarchen über die Zensoren erregt haben, daß sie diese Nachricht hätten passieren lassen. Ein ähnliches Verfahren wegen Majestätsbeleidigung, wie das eingangs er- wähnte, widerfuhr im Jahre 1804 auch dem „Frankfurter Journal“. Dasselbe brachte am 16. Juni die Mitteilung: „Ihre Maj. die Kaiserin ist mit einem Mädchen niedergelommen.“ Der Reichs-Bezirkskanzler verlangte „wegen obgedachten in dem gemeinsten Ausdrücken und mit Hintansetzung aller schuldigen Ehrfurcht vor Ihrer Kaiserlichen Majestät abgesetzten Aus- titels“ die verantwortliche Vernehmung des Besizers. Der erst seit Januar 1804 als verantwortlicher Redakteur tätige Frankfurter Geistliche, Geschichtsschreiber und Magister Anton Kirchner vermochte sich nicht zu rechtfertigen. Welche Strafe er dafür erhalten, ist zwar nicht bekannt, doch legte er be- reits im August gedachten Jahres dieserhalb das unantworbare Amt nieder.

**Feuerdrill in den New-Yorker Schulen.** Man schreibt aus New York: Infolge des furchtbaren Chicagoer Theaterbrandes herrscht in den Vereinigten Staaten eine starke Bewegung, das Theater, Kirchen und andere öffentliche Versammlungsorte beleuchtende Publikum nach Mög- lichkeit gegen verartige Unglücksfälle sicherzustellen. Die be- treffenden Maßregeln wurden auch auf die öffentlichen Schulen erstreckt, von denen die meisten, vom Standpunkte der Gebäude betrachtet, nicht die Verhütung bieten, welche an verartige Baulichkeiten drüben gestellt werden. Der Feuerwehrchef Donner macht folgende Beschreibung eines solchen Feuerdrills, dem er in einer New Yorker Schule bei- gewohnt hat: „Ich habe selten etwas Interessanteres gesehen, als diesen Feuerdrill. Sobald der Vorleser oder dessen Vertreter den ersten Alarm erhält, drückt er sofort auf einen elektrischen Knopf auf seinem Pulte. Sofort machen die verart gewarteten Schüler und Lehrer zum Anmarsche bereit, und die Diener sammeln die Kleidungsstücke der Schüler. Die Seniorenkasse marschiert, ohne ein weiteres Signal ab- zuwarten, aus ihrem Zimmer und bildet zwei Einzelkolonnen, die auf beiden Seiten der Treppen Aufstellung nehmen. Da- durch soll verhindert werden, daß die jüngeren Schüler doch plötzlich von einer Panik ergriffen werden und in wilder Hast die Treppe hinabstürzen. Ein Lehrer nimmt oben, ein anderer am Fuße der Treppe Aufstellung. Alles dies ist innerhalb einer Minute geschehen und nun sind auch die jüngeren Klassen bereit, auszumarschieren. Ein zweites Signal hat sie in guter Ordnung aus den Bänken heraus- treten und in den Durchgängen zwischen denselben Aufstellung nehmen lassen, und nun, beim dritten Signale, marschieren sie in Einzelkolonnen aus den Schulräumen. Dieses dritte Signal wird den Schulräumen der Reihe nach mitgeteilt; das dem Feuer zunächst gelegene Zimmer erhält es zuerst und so fort. Keine Klasse verläßt ihr Zimmer, bevor das dritte Signal erteilt wurde, und auf diese Weise wird jede Verwirrung vermieden. Es ist bewundernswert, wie tapfer sich selbst die Kleinsten halten, obgleich sie auch bei den Drillproben nicht wissen können, ob es sich um eine Probe oder um einen Ernstfall handelt. Bei allen Schulfeuern hat sich der Feuerdrill bewährt, und können die Eltern dies- bezügl. wirklich beruhigt sein.“

**Aus Nah und Fern.**

Zum Kapitel Majestätsbeleidigungen. Nicht selten hört man unser Zeitalter als die Ära der Majestäts-

**Holz-Verkäufe.**

Am Freitag den 12. Februar, vorm. 10 Uhr, beim Gewicht Brahus in Siefelste: 5 Km Eichen-Kuchel (Häule), 10 Stück Eichen-Stangen l. u. 2 H., 1 Erlasbaum mit 150 Km., 15 Km. Eichen-Kloben l. u. 2 H., 75 Km. Buchen-Kloben, 80 Km. Buchen-Kuchel, 3 Km. Kirschen-Kloben, 65 Km. Erlas-Kuchel.

Am Sonnabend den 13. Februar, vorm. 10 in demselben Lokale: 10 Km. Buchen-Stadholz, 575 Km. Eichen-, Buchen- und Erlas-Kuchel.

Durch die glückliche Geburt einer gemäßen Tochter werden hochgeehrt

**H. Prüssmann und Frau,**  
Wels, geb. Wepf

Auf Verordn. v. Stadtkommissar

**eine Stagenwohnung**  
mit 2 Zimmern, 2 Kammern, Küche und Gerin- keub zum Preise von 90,— per Monat oder 1. April zu vermicthen. Näheres

**H. Schwarz,** Zimmermeister, Sandstrasse

Je vermicthen Koste jeid. Zimmern-Mietten

Kapital, 150 bis 6 Hl.

Wohnungsmittel 196.

**Ein Damen-Maske-Anzug**  
billig zu vermicthen Auguststr. 15. part.

**Ein Haus zu verkaufen.**  
**R. Schmalz,** Stadtkommissar, Sandstr.

Auf Verordn. v. Stadtkommissar

**ein neuerbautes Bohuhaus**  
mit Stall und Garten bei geringer Kapazität sofort zu vermicthen. Näheres

**H. Schwarz,** Zimmermeister, Sandstrasse

**Liebkecht's**  
**Fremdwörterbuch**  
Bechhandlung von Friedr. Meyer & Co.

**Prima Flohenschmalz,**  
„ **Bratenfischschmalz,**  
halbgeröuch. Schinken,  
Ranchfleisch,  
Rohschmalz,  
sowie alle N. Würstwaren

**Gebr. Luetgens**  
• Meise Kochl.  
— Gröndelstr. 22. —

Geischt zu Ötern

**Schuhmacherlehrling.**  
Bentzien, Bismarckstraße 10a.

**Inventur- Ausverkauf**  
GROSSMILL PREISEN!  
Baureisentein's Schuhfabrik



Die Lübecker  
**Margarine- Fabrik „Hansa“**  
J. Schröder & Co.  
Rebeckstraße 7 Telefon Nr. 913  
Margarine

Ein jeden Mittwoch u. Sonnabend  
L. d. Markthalle Stand 26  
nicht mehr Stand 25, mit  
zu jung. seit. Bindfleisch 50 Pf.  
„ **Bratenfische** „ 55 „  
„ **Schweinfleisch** „ 50 „  
„ **Bartbrot** „ 60 „  
**Fr. Keller.**

**Miethe-Quittungs-Formulare**  
Die Buchdruckerei des „Lübecker Volksb.“

**Brauereiarbeiter!**  
**Der Sammlung**  
am Donnerstag den 4. Februar  
Abends 8 1/2 Uhr  
im Vereinshaus, Johannisstr. 50/52  
Tagesordnung wird in der Versammlung be- kannt gemacht

**Der Vorstand.**

**Achtung Werstarbeiter!**  
**Verbands- Versammlung**  
am Mittwoch den 3. Februar  
Abends 8 1/2 Uhr  
im Vereinshaus, Johannisstr. 50/52  
Tages-Ordnung wird in der Versammlung be- kannt gemacht.  
Um zahlreiches Erscheinen ersucht  
**Der Vorstand.**

Mittwoch den 3. Februar:  
**Versammlung**  
des Sparclubs „beter-bin“  
Abends 8 Uhr.  
**Hans Fick**  
Glockengießerstraße 51.

Grosses humoristisches  
**KONZERT**  
Mittwoch den 3. Februar  
im Lokale des Hrn. Franz Schultz  
Johannisstrasse 5.  
zum Besen der Pianistin Frau E. Frien.  
Spenden ladet ergebenst ein  
**D. O.**

**Achtung Maurer!**

**Mitglieder- Versammlung**  
am Mittwoch den 3. Februar  
Abends 8 Uhr  
im Vereinshaus, Johannisstraße 50/52.  
Tages-Ordnung:  
1. Bericht der Bauarbeiterjugendkommission.  
2. Abrechnung vom Weihnachtsfest.  
3. Sonstiges.  
Zu zahlreichem Besuch der Versammlung fordert  
hiermit auf.  
**Der Vorstand.**

**Circus Variété.**  
Heute und folgende Tage:  
**Der Schlager der Saison.**  
**Mlle. Marguerite**  
die schöne Löwenbrant, mit ihren  
8 afrikanischen Löwen.  
Zum Schluß:  
Serpentintanz im Löwenzwinger  
und das 7 Monate alte Löwenbaby  
Villi sowie die anderen Attraktionen.  
Anfang 8 Uhr.

**Panorama**  
— Drettestraße 53, 1. Etage. —  
Diese Woche angefellt:  
**Südliches Tirol.**  
(Trient, Loppio, Riva, Valsugana).  
Jeden Tag von 10—10 Uhr geöfnet

**Stadttheater**  
7 1/2 Uhr. Mittwoch den 3. Februar. 7 1/2 Uhr.  
130. Vorstellung. 19. Mittwoch-Abend.  
**Stella und Antonie.**  
Schauspiel in 4 Akten von Otto Jul. Bierbaum.  
Spielleiter: Hugo Diehl a. Cap.  
7 1/2 Uhr. Donnerstag den 4. Februar. 7 1/2 Uhr.  
**Stradella.**  
Hänsel und Gretel.

## Unser „Platz an der Sonne“.

Ueber Kiautschou, unsern „Platz an der Sonne“, ist wie schon kurz angezeigt, dem Reichstage eine Denkschrift zugegangen, die allerdings recht sonnig und rosig gefärbt ist. Die in früheren Jahren ausgesprochenen Erwartungen sollen sich erfüllt haben, und die Marineverwaltung stelle bei allen Maßnahmen die wirtschaftliche Entwicklung in den Vordergrund. Es sei Sache des Kaufmanns, davon energischen Gebrauch zu machen. Bekanntlich hat die Kritik gerade der Verwaltung in Kiautschou gehörig zugelehrt, und eine andere Auffassung über die Regierungsmassnahmen geäußert, als es die Denkschrift jetzt beliebt.

Dem verstorbenen Bischof Anzer, der die Verkündigung der christlichen Lehre mit hervorragender geschäftlicher Tätigkeit zu verknüpfen verstand, wird in der Denkschrift nachgerühmt, daß er ein Pionier deutscher Kultur gewesen sei. Bekanntlich spielte Bischof Anzer bei der Erwerbung Kiautschous und bei dem Kreuzzug nach Ostafrika eine nicht geringe Rolle. Besonders hervorgehoben wird auch, daß Tsingtau sich zu einem Seebad entwickelt, und daß an der Viktoria-Augusta-Bucht in diesem Sommer ein Badehotel fertiggestellt wird. Und bei solchen glänzenden Erfolgen gibt es Volksvertreter, die nicht gesonnen sind, alljährlich Millionen für den „Platz an der Sonne“ zu bewilligen!

Mit nicht wenig Stolz wird verzeichnet, daß Ende September 1903 in Tsingtau sogar 143 europäische und 151 chinesische Grundeigentümer vorhanden waren. Seit Dezember 1903 werden im Jangtse-Straße täglich 260 Tonnen Steinkohlen gefördert, die sich aber nicht für Eisenbahnen und Schiffe eignen, jedoch von den Chinesen angeht gern gekauft werden. Ueber die Schantung-Eisenbahn wird berichtet, daß bereits 302 Kilometer im Betrieb sind, und die ganze Bahn am 1. Juni d. J. dem Betrieb übergeben werden kann. Das Grundkapital im Betrage von 54 Millionen Mark ist nunmehr voll einbezahlt. Es verkehren gegenwärtig täglich 10 fahrplanmäßige Züge, die sogar gedachte Wagen 3. Klasse haben. Wöchentlich werden 8- bis 10 000 Personen befördert; der Frachtverkehr betrug in den ersten 9 Monaten 1903 27 000 Tonnen. Der Schiffsverkehr im Hafen von Tsingtau betrug im Berichtsjahre 1902/03 263 Dampfer und 9 Segelschiffe.

Katastrisch ist auch die Justizkrumm in Tätigkeit. Das Bezirksamt in Tsingtau erledigt 2070 Strafsachen, das Bezirksamt in Kijün 295 Strafsachen.

Die Stadt Tsingtau zählt 962 Köpfe europäischer und 28 144 Köpfe chinesischer Bevölkerung, sowie 108 Japaner. Unter diesen beinahe 30 000 Personen befinden sich 180 europäische und 1694 chinesische Frauen. Bei der männlichen Bevölkerung ist dabei noch nicht einmal das Militär mit eingerechnet. Der „Platz an der Sonne“ ist also eine Männerkolonie. Die Gesamtbevölkerung der Pachtung beläuft sich auf 70 000 Personen. Gewerbetreibende gibt es insgesamt 822, darunter 300 Steinmetzen, 30 Apotheker, 20 Metzger, 12 Barbier, 25 Buchbinder, 96 Tischler, 38 Schneider, 16 Delinshleifer und 15 Kesselflicker. Der Tageslohn schwankt zwischen 200 und 500 kleine Käsch (1400 kleine Käsch gleich 1 Dollar mexikanisch).

Wie die chinesische Landbevölkerung in unserer herrlichen Kolonie lebt, erzählt die Denkschrift wie folgt: Ein mittelmäßig begüterter Grundbesitzer hat eine Jahreseinnahme von 150 Tiau (100 kleine Käsch = 1 Tiau). Davon verbraucht er 100 Tiau für Nahrungsmittel, 15 für Kleidung, 5 für Licht, Hausgeräte usw. Wörtlich heißt es: „Da der Chinese fast immer im eigenen Hause wohnt, kostet ihm die Wohnung, eine primitive Schmucke, nichts, da er das Weizenstroh, dessen er zur jährlichen Reparatur des Daches bedarf, von seinem eigenen Acker hat. Die Haustiere der Bauern müssen im Sommer ihre Nahrung an den Begründern selbst suchen; im Winter gibt ihnen ihr Herr das Hirsenstroh, das auf seinem Felde gewachsen. Heizung erfordert bei einem Bauern

gar keine oder doch nur geringe Selbstaufwendungen, da er mit den Wurzeln seines Palmgetreides, den langen Ranken seiner Süßkartoffeln und dem Strafe heizt, das seine Frau und Kinder an Wegen oder Aderrainen zusammengerastet haben.“

Unsere bezopften Reichsbrüder führen also ein erbärmliches Dasein; es sei aber seit der Besitzergreifung durch Deutschland eine Besserung eingetreten. Also, Halleluja, die Kolonialpolitik! Weiter erfahren wir, daß der Chinese leichtsinnig mit dem Feuer umgeht, viel Streichhölzer verbraucht beim Rauchen, das er leidenschaftlich liebt, und das im Berichtsjahr 6 000 000 Raupen gesammelt worden sind. Mit einem Kapital von 1 Million Mark wird der Versuch gemacht, den Weinbau einzuführen. Das scheint aber große Schwierigkeiten zu haben, denn im Jahre 1901 mußten 30 000 Stöcke wegen Reblauskrankung herausgenommen werden; aber — die Aufgabe, einen guten, trinkbaren Wein zu liefern, ist gelöst. Ob es mit dem Wein nicht auch gehen wird, wie mit den Kohlen: für Europa nicht konsumtionsfähig, aber die Chinesen trinken ihn gern.

An Einnahmen konnte das Reich ganze 262 591,73 Mk. verzeichnen, darunter für Grundsteuer rund 63 000 Mk., Gerichtsgebühren 36 000 Mk., Gewerbesteuer 39 000 Mk., Hundesteuer 4000 Mk., Fleischbeschau 25 000 Mk., Opium 26 000 Mk., Geldstrafen 7 000 Mk. Kiautschou ist also mit all den Steuerschmelzen und Annehmlichkeiten gesegnet, wie das Germanienreich. Es fehlt nur noch eine Steuer auf fiskalische Verordnungen und „Schnitzer“, und die Sache wird sich schon machen. Zum Schluß betont die Denkschrift, daß bald die herrliche Zeit kommt, wo die Steuerkrone schärfer angezogen werden kann. Dann aber: Hurra, Germania!

Die Denkschrift enthält eine Reihe von Ansichten von Tsingtau und Umgebung, sowie eine sehr schön ausgeführte Karte. Die Bilder sind das schönste und beste in der Denkschrift.

## Soziales und Parteileben.

**Streiks und Lohnbewegungen.** In der Dreherei von Hengkenberg in Bielefeld sind infolge angelegener Forderungen Differenzen ausgebrochen. — Der „Volks-Volks“ zufolge traten die Schleifer der Glasfabriken in Weisenthal infolge von Lohnänderungen in den Aufstand. — Die Buchdrucker in Amsterdam und Rotterdam sind in eine Lohnbewegung eingetreten.

**Eine neue Organisation.** Die Berliner Automobilfahrer von Verus und zwar sowohl die Führer der Automobildroschken und sonstigen Mietautomobile, als die Chauffeure der Geschäftsmotoren haben sich zu einer Gewerkschaft zusammengetan.

**Gemeindevahlen.** Bei der Stadtvorordnetenwahl in Wald bei Solingen für einen verstorbenen Zentrums-Stadtvorordneten wurde Genosse Rosenkammer mit überwältigender Majorität gewählt; während er 280 Stimmen erhielt, entfielen auf den lügerlichen Kompromißkandidaten nur 114.

**Wegen angeblicher Beleidigung des Bürgermeisters Dr. Hottenrott in Alfeld** verurteilte die Strafkammer in Hannover unter Genossen Westmayer vom „Volks-Volks“ zu 50 Mark Geldstrafe und Publikationsbefugnis, obwohl das Gericht den Wahrheitsbeweis als erbracht ansah und dem Angeklagten den Schutz des § 193 (Vertretung berechtigter Interessen) zubilligte.

**Die achtstündige Arbeitszeit** ist jetzt für die Relief-, Buntdruck- und Golddruck-Gravure seitens der Firmen Renand, Kreibitz, Haate u. Co., Jakob, Grieb, Mühlmann, O. Scholz, Meißel, Paaf, Hollstein, K. Tiele und H. Schneider in Berlin anerkannt worden. Es besteht infolge dieses Erfolges, der bisher erzielt wurde, die begründete Hoffnung unter den in der Bewegung Stehenden, daß auch die

übrigen Firmen nachfolgen werden. Es ist dies schon aus dem Grunde möglich, daß der Mariannenplatz 5 befindliche Arbeitsnachweis der Graveure und Bisleure, die gewerkschaftlich gut organisiert sind, nur mit tarifstreuen Firmen in Verbindung steht.

**In verkehrter Richtung transportiert** wurde dieser Tage in Jena ein arbeitswilliger Schneider, der seinen Kollegen in den Rücken gefallen war. Die Polizei legte ein großes Interesse für den Arbeitswilligen an den Tag, der schon vorher sich als „nützliches Element“ erwiesen hatte, indem er anderwärts Vereinskassen unterschlagen hatte. Statt vom Bahnhof in die Werkstätte, wurde er umgekehrt von dort nach dem Bahnhof transportiert und mußte dann die Reise nach Nordheim antreten.

**Für die erste Arbeitslosen-Zählung** nach dem Stuttgarter System, die am 17. Januar in Pöln a. Rh. vorgenommen wurde, liegen die Ergebnisse vor. Danach waren im ganzen ohne Arbeit 3429 Personen, 3073 Männer und 356 Frauen. Davon waren wegen Krankheit arbeitsunfähig 597 männliche und 195 weibliche Personen, so daß insgesamt 2637 Personen verblieben, die wegen Mangels an Arbeit feiern mußten. Bemerkenswert ist bei dieser Zählung, daß Stadtverwaltung und Gewerkschaftskartell gemeinsam vorgegangen sind: Die Arbeiterorganisationen haben die Zähler gestellt und die Stadtverwaltung hat die Bearbeitung des Materials übernommen.

**Ein sozialdemokratischer Agrarier, oder das große Mißverständnis.** Mit schmerzhaftem Behagen wachte die bürgerliche Presse dieser Tage von einem sozialdemokratischen Abgeordneten zu berichten, der in das Lager der Agrarier abgewandert sei. Wie unsere Leser aus dem Reichstagsbericht wissen, ist damit Genosse Max Schippel, Abgeordneter für Chemnitz, gemeint, der am Dienstag vor. Woche im sozialdemokratischen Verein für den dritten Berliner Wahlkreis einen Vortrag über die geplante Gründung eines mitteleuropäischen Zollvereins hielt. Nach dem sehr ausführlichen Bericht des „Vorwärts“ bestritt Schippel, daß die Brot- und Lebensmittelzölle infolge der Zölle steigen würden. Im Gegenteil: die Getreidezölle hätten mit Mähe und Not die alten Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse gehalten und die Landwirtschaft vor dem völligen Zusammenbruch bewahrt. Er sprach weiter von dem mitteleuropäischen Zollbund, ebenfalls im Sinne der Schutzzöllner, und meinte, mit dem neuen Zolltarif sei sehr viel anzufangen. Man müsse abwarten, wie sich die Dinge entwickeln würden. Es handelte sich bei diesen Erörterungen darum, unsere Parteigenossen aufmerksam zu machen auf die tatsächlichen Verhältnisse und sie aufzuklären über die Situation, welche augenblicklich herrsche. In der Diskussion nahm Genosse W. Heine das Wort, der, wie es im „Vorwärts“ berichtet heißt, nach den objektiv-wissenschaftlichen Ausführungen Schippels einen Blick auf die politischen Tatsachen warf. Tags darauf veröffentlichte Gen. Schippel im „Vorwärts“ folgende Erklärung:

„Ich habe, um einer Legendenbildung vorzubeugen, bereits im Reichstage den geistigen Versammlungsbericht des „Vorwärts“ als irreführend bezeichnet — was übrigens nicht den geringsten Vorwurf gegen den Berichterstatter einschließen soll. Der Bericht erweckt besonders dadurch ein ganz falsches Bild, daß Anschauungen, die ich als die heute in den parlamentarischen Mehrheiten maßgebenden schilderte, als meine Auffassungen erscheinen.“

Nach wie vor vertritt ich die beim Zollkampfe und im Wahlkampfe von der Partei und mir betätigten Anschauungen.

Demgegenüber erklärt jedoch der Berichterstatter des „Vorwärts“, Genosse Reinke, daß der Vortrag Schippels, so wie er gehalten wurde, bei jedem aufmerksamen Zuhörer die Meinung erwecken mußte, als ob Schippel als seine eigene Meinung Anschauungen vortrug, welche im

## Im Fenster.

Novell von Friedrich Gerstäcker.

43. Fortsetzung.

„Ja, mein guter alter Claus“, meinte Hans, „das müßt Ihr den alten Eltern nicht so übel nehmen, denn auf äußere Schan geht ja nun doch einmal das ganze Leben draußen. Ihr selber habt aber doch Eure Freude daran.“

„Das hab' ich, junger Herr, das hab' ich“, bestätigte der Alte, „und manchmal freut sich der gnädige Herr auch selber darüber. Nennlich brachte er einmal einen sehr gelehrten Herrn zu mir in's Gewächshaus, der alle die Pflanzen auswendig mit ihren lateinischen Namen kannte. Wie der aber überrascht war, daß es so viel seltene und noch dazu Prachtexemplare bei mir fand, und dem gnädigen Herrn versicherte, daß ich meine Sache aus dem Grunde verstände, da freute sich der gnädige Herr augenscheinlich. Er sprach sehr gnädig mit mir und drückte mir, als er das Gewächshaus verließ, zwei blanke Taler in die Hand. Wenn hätte ich dem Fremden einen davon abgegeben, denn ich war zu glücklich, daß mich der gnädige Herr einmal gelobt hatte; das wäre doch aber nicht gegangen, denn er sah zu nobel aus.“

Hans lachte. „Nein, Claus, das wäre allerdings nicht gegangen, aber die zwei Taler habt Ihr Euch auch redlich verdient, und mehr als das. Ist wird's freilich recht still im Hause werden, wenn Fränzchen fortgeht, und ich selber glaube auch nicht, daß ich lange bleibe.“

„Ja, Du lieber Gott“, sagte der alte Mann mit einem tiefen Seufzer, ohne aber seine Arbeit zu unterbrechen, „es wird immer stiller in der Welt, immer einsamer, bis sie uns selber einmal hinausfahren und uns mit einem Fuder Erde zudecken; dann ist's ganz aus.“

„Das wird aber hoffentlich noch lange dauern, Claus, bis wir so weit sind“, sagte Hans.

„Wer kann's sagen? Und es liegt auch nichts daran,

ich habe meine gute Zeit gesehen und darf mich deshalb nicht beklagen.“

„Und wann war die, Claus?“ fragte Hans, denn so lange er denken konnte, befand sich der Alte hier als Dienr in der Familie. „Ist das schon lange her?“

„Sie haben sie auch mit durchgemacht“, lächelte wehmütig der Alte, „und gehörten mitten hinein. Wie Sie Kinder hier immer um mich herumspazierten, mir immer von der Tafel was mitbrachten und mir erzählten und von mir erzählt haben wollten, da war es ein Leben hier in dem alten Hause, daß einem das Herz dabei aufging. Manchmal kam's mir auch wahrhaftig so vor, als ob das gar nicht fremde, sondern meine eigenen Kinder wären, so lieb hatte ich Sie alle miteinander — das war meine goldene Zeit. Dann aber änderte sich die Sache. Erst gingen Sie fort, und mir war es damals, als ob mein eigener Sohn in die Fremde zöge; dann ging das Rädchen fort“, sagte er halb laut hinzu, „und jetzt wird das gnädige Fräulein auch nicht lange mehr im Hause bleiben. Für mich ist das gnädige Fräulein freilich schon lange fortgezogen; sie kommt nur selten mehr in den Garten, und einen Morgengruß ausgenommen, habe ich vielleicht seit einem Jahr kein Wort mehr mit ihr gesprochen. Freilich“, setzte er rasch hinzu, als Hans schwieg, „ist sie jetzt auch eine erwachsene, vornehme Dame geworden und hat so viel gelernt, daß sie sich von dem alten Claus nicht gut mehr kann Geschichten erzählen lassen. Na, da hat denn das Alles bald ein Ende; im Sommer verleiht die Herrschaft überhaupt immer auf drei oder vier Monate, und in der Zeit dann, in der mein Garten hier in voller Blüte und Pracht steht, geh' ich allein dazwischen herum und komme mir manchmal wahrhaftig so vor wie ein alter Einsiedler in seiner Zelle. Ja, ja — es kann nichts helfen und muß eben ertragen werden.“

Hans hatte ihn mit keinem Wort unterbrochen; es waren auch trübe Gedanken, die ihm selber durch die Seele

zogen, und er hing ihnen eine ganze Weile nach. Endlich sagte er, den einen Gedankengang verfolgend: „Und weshalb ist Rädchen eigentlich von uns fortgegangen? Ich hatte mich so darauf gefreut, sie wiederzusehen, und keine Ahnung, daß sie uns je verlassen könnte!“

„Um!“ brummte der alte Claus vor sich hin, antwortete aber nicht und schied nur seinen Spaten schärfer und tiefer ein, als vorher.

„Nun, Claus“, sagte Hans, aufmerksam werdend, „ist etwas vorgefallen?“

„Ich weiß nicht“, knurrte der Gärtner, „habe mich noch nie um Familienangelegenheiten bekümmert, nicht einmal um meine eigenen.“

„Und könnt Ihr's auch mir nicht sagen, Claus? Ihr wißt doch, daß ich nicht aus Neugierde frage. Ich habe das kleine Rädchen immer so lieb gehabt, wie meine eigene Schwester, und recht weh hat es mir getan, daß ich sie nicht mehr im Hause fand.“

Claus arbeitete immer weiter und jst mit einem sabelhaften Eifer; es war fast, als ob er noch heute den ganzen Garten umgraben müßte. Er mochte augenscheinlich nichts über die Sache reden und schien trotzdem nicht zu wissen, ob er's dem „jungen Herrn“ gerade jetzt verschweigen dürfe.

„Seit wann ist Rädchen eigentlich fortgezogen?“ nahm Hans die Frage wieder auf, denn er merkte wohl, daß er in anderer Weise beginnen müßte.

„Fortgezogen?“ wiederholte Claus. „Ja so, aus dem Hause hier, meinen Sie — das kann ich Ihnen ziemlich genau sagen. Morgen werden es gerade acht Monate, daß sie an der räumlichen Stelle hier — ich schnitt eben ein Bouquet Rosen für die gnädige Frau Mutter — Abschied von mir nahm. Sie hat mich noch um eine Rose, und ich gab ihr die schönste, die ich finden konnte.“

„Es war ein liebes Kind“, nickte Hans leise.

„Ein Kind?“ sagte der Alte, erstaunt zu ihm auf-

Gegenüber stehen zu den Grundfragen, die bisher die Haltung unserer Partei in zollpolitischen Fragen bestimmten. Das habe ich gerade veranlaßt, einen ausführlicheren Bericht zu schreiben, der ja, wie das bei der gedrängten Zusammenfassung eines zweistündigen Vortrages nicht anders sein kann, in mancher Hinsicht unvollkommen sei, aber doch in der Hauptsache das wiedergebe, was Schippel tatsächlich tatsächlich gesagt habe. Wenn das irreführend sei, dann habe niemand anders als Schippel selbst diese Irreführung verschuldet. Ein so gewandter Redner, wie der Genosse Schippel einer ist, hätte sich doch durch einen einzigen Satz davor schützen können, daß von ihm vorgetragene gegnerische Anschauungen als seine eigenen aufgeführt werden könnten. Nach Genosse Kautsky vermutet, daß der Bericht des „Vorwärts“ in den entscheidenden Punkten richtig sei, und er stützt sich dabei auf Schippels Buch: „Grundzüge der Handelspolitik“, das 1902 bei Edelheim erschienen ist und denselben Gedankengang verfolgt, wie der kurze Bericht des „Vorwärts“ über den Schippelschen Vortrag. Kautsky zieht zum Beweise dessen Zitate aus Schippels Buch heran, die sich dem Sinne nach mit den Ausführungen Schippels in der Versammlung in der Hauptsache decken. Aus diesem Parallelismus schließt Kautsky, daß der Bericht des „Vorwärts“ sich in jeder Hinsicht weit Kautsky, und Schippel hat sich bisher dazu noch nicht wieder geäußert. Uebrigens kam, wie zum Schluß noch bemerkt sei, der Vortrag Schippels am Donnerstag auch in einer Fraktions-Sitzung zur Erörterung. Die „Frankfurter Volksstimme“ berichtet darüber: Schippel erläuterte seine bereits in der Plenarsitzung des Reichstages abgegebene Erklärung, daß der Versammlungsbericht im „Vorwärts“ seine Ausführungen unrichtig wiedergegeben. Er habe nur die Ansichten der interessierten Parteien und Strömungen geschildert und dabei von vornherein betont, daß ja unsere Stellung zu allen einzelnen Fragen bekannt sei und er dieselbe daher nicht besonders überall hervorzuheben brauche. Er bedauere, daß ihm die Redaktion des „Vorwärts“ den Bericht über seine Ausführungen nicht vorher eingeschickt habe. Genosse Heine, der in der Versammlung war und das Wort ergriff, bestätigte vollständig die Angaben Schippels. Der Bericht sei ungewöhnlich schlecht, namentlich lückenhaft — Schippel habe über 2 Stunden gesprochen — und biete daher ein durchaus verkehrtes Bild der Ausführungen. Gerade bei den gesperrten Stellen seien nur die Anschauungen der sozialistischen Parteien wiedergegeben und die entgegenstehenden Bemerkungen Schippels weggelassen. So habe Schippel ausdrücklich betont, daß die Getreidezölle in Deutschland, Frankreich und anderen Ländern verfeuert werden könnten. Ferner habe Schippel zwar gesagt, es wäreln wohl auch mit dem neuen Zolltarif Handelsverträge errichtet werden, dabei jedoch hinzugefügt: aber keine solchen, die unseren Forderungen entsprechen. Auch seine, Heines, Ausführungen seien unrichtig wiedergegeben. Er habe nicht gegen Schippel polemisiert, wie es nach dem Bericht den Anschein hat, sondern dessen Ausführungen, die ihm teilweise zu theoretisch erschienen, populär ergänzt. Genosse Gradnauer versicherte, daß die Redaktion im besten Glauben bei der Aufnahme des Berichtes gehandelt habe, da der Berichtsteller im allgemeinen zuverlässig sei.

„In Oberschlesien machen wir das so!“ Vor dem Landgericht in Weiden (Oberpfalz) hatten sich wegen Vergehen gegen § 18 des Reichsdruckgesetzes der Verleger der in Kutowitz erscheinenden polnisch-sozialdemokratischen „Gazeta robotnicza“, Stefan Thiel, der frühere verantwortliche Redakteur desselben Blattes, Valentin Kuf und der Leiter der Druckerei des Blattes, Kasimir Korawski, zu verantworten. Kuf soll sich fälschlich als Redakteur des Blattes genannt haben, während er nicht die dafür erforderliche Befähigung besaß und tatsächlich Korawski die Redaktion führte, während der in Berlin wohnende Verleger Thiel die falsche Angabe des Kuf als Redakteur wissentlich zuließ. Alle Angeklagten bestritten energisch ihre Schuld. Kuf der Schuldweiger ist, hat die Redaktion des poln. Bl. wöchentlich erschienenen Blattes in seiner freien Zeit und ohne jede Vergütung geleitet. Korawski will mit der Redaktion nichts zu tun gehabt haben. Auf Grund von Zeugnissen und des Gutachtens eines Sachverständigen, der die Wirkung des Kuf nicht als ausreichend für den Posten eines Redakteurs erklärte, sprach das Gericht alle drei Angeklagten schuldig und bewies Kuf zu einem Monat, Thiel zu sechs Wochen und Korawski zu zwei Monaten Gefängnis. — Das Urteil enthält über materiellen

Grundlage; denn kein Gesetz schreibt vor, daß ein Redakteur berufliche Befähigung besitzen müsse. Das deutsche Pressegesetz verlangt vom Redakteur ausdrücklich nichts weiter als Berufsfähigkeit, Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte und Wohnsitz oder wesentlicher Aufenthalt in Deutschland. Weithen liegt aber in Oberschlesien, und da „machen wir es so!“

Zur Haltung der sozialdemokratischen Fraktion dem Herero-Aufstande gegenüber erklärt Genosse Bebel, daß in der Darstellung Rubells über die betr. Fraktions-Sitzung Bescheidenes unrichtig bez. unvollständig sei. Als am Montag den 18. v. M. der Reichstangler den Nachtrags- und Ergänzungsetat im Reichstag ankündigte und dieser noch im Laufe der Sitzung an die anwesenden Mitglieder verteilt wurde, um am nächsten Tage sofort beraten zu werden, tauchten innerhalb der anwesenden Fraktionsmitglieder Meinungsverschiedenheiten auf über unsere Haltung zu dieser Angelegenheit. Darauf hielt Bebel es als seine selbstverständliche Pflicht — Singer war verhindert anwesend zu sein — unmittelbar nach der Plenarsitzung eine Fraktions-Sitzung anzuberaumen, damit die Meinung der Fraktion festgelegt werden konnte. Wie notwendig diese Sitzung war, ergab sich daraus, daß die Verhandlungen lebhaft waren und ziemlich lange währten, weil sich drei Meinungen gegenüberstanden. Schließlich wurde mit zwei Dritteln gegen ein Drittel der Stimmen beschlossen, sich der Abstimmung zu enthalten, und wurde Gen. Bebel mit der Abgabe der Erklärung beauftragt. Ob die Abstimmung der Fraktion eine andere geworden wäre, wie Genosse Rubell glaubt, wenn die Sitzung wesentlich länger besetzt worden wäre, sei eine müßige Frage. Es fehlten nicht nur solche, die gefordert hätten, gegen den Etat zu stimmen, sondern es fehlte auch ein ganz Teil solcher, die sich der vorhandenen Mehrheit angeschlossen hätten. Ob die Fraktion bei der dritten Lesung des Nachtrags- und Ergänzungsetats ihre Abstimmung ändert, ist Sache besonderer Beratung, die sich die Fraktion ausdrücklich vorbehalten hat.

Eine vollständig sozialdemokratische Gemeindeverwaltung hat jetzt der Ort Grünwinkel in der Nachbarschaft Parlsruhens. Nachdem am Freitag bei der Wahl der Gemeinderäte sämtliche sozialdemokratische Kandidaten mit 130 gegen 100 Stimmen der vereinigten Gegner gewählt wurden, besteht der Gemeinderat vollständig und der Bürgerausschuß zu zwei Dritteln aus Sozialdemokraten. Als Bürgermeister amtiert schon seit dem vorigen Jahre ein organisierter Parteigenosse.

### Aus Nah und Fern.

Eine entsetzliche Familientragödie hat sich Sonnabend Abend zu Charlottenburg abgepielt. Der 58 Jahre alte Zimmermann Schilling, der seit 25 Jahren bei der Charlottenburger Straßenbahn beschäftigt ist, kam in angetrunkenem Zustande nach Hause und fing mit seiner Frau, die krank und bettlägerig ist, Streit an, weil diese das Wirtshausgebäude von ihm verlangte. Der 22jährige Sohn des Ehepaars, der bei den Eltern wohnt und als Schreiber bei einer Versicherungsgesellschaft tätig ist, mischte sich in den Streit ein und nahm für die Mutter Partei. Das erboste den Vater so sehr, daß er in blinder Wut sein Taschmesser zog und es dem Sohne in den Unterleib stieß. Der Stoß war mit solcher Kraft geführt, daß dem Unglücklichen der Leib aufgeschlitzt wurde. Schwerverletzt wurde der junge Schilling nach dem Krankenhause geschafft, wo er hoffnungslos darniederliegt. Schilling sen. ist als jahroniger Mensch bekannt, der, zumal wenn er angetrunken ist, in seiner Raserei keine Schranken kennt. Vor mehreren Jahren mußte sich derselbe wegen des Delirium tremens einer längeren Behandlung in einem Krankenhause unterziehen.

Sieber sterben als heiraten! Eine an dramatischen Szenen reiche Verhandlung, so berichtet das Neue Wiener Tagblatt aus Wien, spielte sich vor dem Bezirksgerichte Josefstadt ab, als sich der Schlosser Josef Spurny auf Anklage seiner ehemaligen Braut Gabriele K. wegen Verführung unter nichteingeholtem Ehegebühne zu verantworten hatte. Er war des Tatsächlichen geständig, erklärte aber sofort, jede verdiente Strafe anzunehmen — und wäre es der Tod! — aber heiraten werde er die Angeklagte nie! Diese begann händeringend zu schreien und rief aus: „Bepel! Mach' mich nicht unglücklich, ich kann ohne

dich nicht leben, ich geh' in den Tod!“ Da sich diese Szene wiederholte, mußte das Mädchen während eines Teiles der Verhandlung außerhalb des Gerichtssaales bleiben. Der Richter versuchte den Angeklagten zu veranlassen, sein Eheversprechen zu erfüllen. Der junge Mann weigerte sich aber entschieden, das zu tun, und führte für seinen Entschluß Gründe an, die sich der Veröffentlichung entziehen. Gabriele K. wird wieder in den Saal gerufen, und der Richter hielt ihr die Angaben des Angeklagten vor. Statt aller Antwort fällt sie ihm um den Hals und ruft: „Komm' doch wieder zu mir — ich werd' ja jst anders sein!“ Er wehrt sie ab und ruft: „Lieber den Tod!“

Richter: „Solche Szenen können wir hier nicht dulden!“

Zeugin: „Ich will nur, daß er uns Himmelswillen wieder zu mir kommt; (händeringend): ich muß sonst sterben!“

Richter: „Zu einer solchen Vereinigung ist das Gericht nicht da! Hier handelt es sich nur darum, ob er zu bestrafen ist!“

Zeugin: „Das will ich ja nicht!“

Richter: „Das hängt auch gar nicht von Ihnen ab!“

Zeugin: „O Gott! Ich werde wahnsinnig! (Zum Angeklagten): So geh', Bepel! Versprich, daß du wieder zu mir zurückkommst!“

Angeklagter: „Nein, ich kann mit dir nicht leben! Wenn ich's verbien', will ich gestraft werden!“

Der Richter erhebt sich zur Urteilsverkündung — da mißt sich das Mädchen vor dem Angeklagten auf die Knie, faßt seine Hände und schreit: „Set' nur wieder gut und versprich, daß du zu mir kommst!“ Der Angeklagte reißt sich los und ruft abermals: „Lieber den Tod!“ Das Mädchen schluchzt krampfhaft. Der Richter nötigt sie aufzustehen und verurteilt sodann das Urteil: Der Angeklagte wird freigesprochen, da das Gericht nicht die Ueberzeugung gewinnen konnte, daß eine Verführung vorliege.

Der abgestempelte Beamte. Eine nette Sache ist in Lissa passiert. Ein junger Mann, der sich dem Eisenbahndienst widmen wollte und angenommen worden war, sollte sich von einem Arzt untersuchen lassen. Da es aber häufig vorgekommen ist, daß Dienstverpflichtete, die sich nicht ganz gesund fühlten, nicht persönlich zum Arzt gingen, sondern irgend eine vorgeschobene Person schickten, brückte die Bahnkassette dem erwähnten jungen Manne „der Sicherheit wegen“ den Bahnstempel auf die Hand, auf daß der Doktor wisse, daß er der Richtige sei. Der Chef der Transkaukasischen Bahn fand aber dieses Verfahren, das an orientalische Sklavenmärkte erinnerte, „unerhört“, und der Chef der Kasse bekam eine riesige Nase, die er in der Karnevalszeit gut verteuern kann.

### Fabrikantenlied.

Der Winterhimmel, kalt und grau,  
hängt uns jetzt voller Weigen,  
Wir sind die Herren von Krimmischau  
Und wollen es euch zeigen.

Wer schwächlich oder bang gebuddelt  
Am Ofen hat g'sessen  
Und mit der Herde nur gemuddelt,  
Kriegt wieder was zu fressen.

Doch wer beim Streite ohne Blatt  
Vorn Munde hat gesprochen,  
Und wer ein festes Rückgrat hat,  
Dem wird es jst gebrochen.

Der mach' nun alle Tage blau,  
Diß er am W'g verende!  
Wir wollen hier in Krimmischau  
Nicht Männer, sondern Hände!

(„Hilfe.“)

### Sternschanz-Viehmarkt.

Hamburg, 1. Februar.  
Der Schweinehandel verlief lebhafter. Zugeführt wurden 360 Stück. Preis: Sengschweine — Mt., Verandtschweine, schwere 46—46½ Mt., leichte 45—46½ Mt., Sauen 40—45 Mt. und Ferkel 42—45 Mt. pro 100 Pfund.

„Bahrhaftig kein Sieb mehr, wie sie da vor mir stand — das ichörte Franziskus, das ich in meinem ganzen Leben gesehen habe!“

„Das keine Mädchen?“

„Nein? Sie war so groß wie Ihr Bräutigam Schreiber, vielleicht noch etwas Dünner, aber größer, und gerade weil sie so groß war, da — aber was geht's mich an!“ antwortete ihm der alte Mann und griff wieder zu seinem Spinn.

„Woh haben sie doch nicht zu meine Klammern gefragt — was kümmerte sie auch der alte Mann? Wenn er nur seine Arbeit im Garten verrichtet und die Krüdenhüter versorgt — als ich Zuhörer ging das natürlich nicht an!“

„Was war es eigentlich gewesen. Es mußte da etwas vorgefallen sein, darüber der alte Mann nicht ganz sprachlos, und jetzt erinnerte er sich auch, daß seiner Mutter damals das Gesicht über das frühere Pflanzend nicht besonders angezogen gewesen. Aber weshalb sollte ihn gerade ein Scheinbild damals gemacht werden? Schrie er denn nicht mit gutem Grund? Aber der Alte wollte angesprochen nicht mit der Sprache heraus, und antwortete nur er ihm auch nicht. Jetzt war doch auch an der Sache selber nichts mehr zu machen, jedenfalls beschloß er aber, ihr nicht nachzugehen, und jagte deshalb nur: „Was, sie hat wohlgehört, ist eine gute Seele, und kann sich die Welt ein wenig ansehen, und kommt in das Leben zurück, so jacht sie mit doch jacht wieder auf.“

Der alte Schreiber nickte sich hoch auf, jacht der jungen Mann verstand er und sagte dann: „Was jacht?“

„Was ja — so viel ich weiß, ist sie doch eine alte Seele, jacht sie mit einer Familie gegangen.“

„Das Mädchen?“

„Was — wer denn jacht?“

„Und wer hat jacht das gefragt?“

„Was ich nicht erz, sprach die Mutter heraus, aber

vielleicht der Vater, oder war es Graf Ranten — ich weiß es jetzt wahrscheinlich nicht mehr!“

„Der hätte auch Grund dazu!“ sagte der Alte jetzt gerührt. „Wenn Graf die Ursache gewesen ist, daß sie aus dem Hause wachte, so war es der!“

„Graf Ranten, Graf? Gewiß nicht!“

„Was, er hätte sie nicht fortgeschickt, das will ich glauben,“ nickte der alte Mann, „aber andere Leute hielten es für jacher — und noch jacher? — Das arme Kind näht sich die Finger wund und sieht sich die Augen bei einer trüben Lampe aus dem Kopfe, um sich nur anständig am Leben zu erhalten...“

„Das Mädchen?“ rief Hans im höchsten Entzücken.

„Ach was,“ rief der alte Mann, „mich geht's ja allerdings nichts an, und was dems Rant nicht ist, da laß' seinen Bericht, sagt ein altes, gutes Sprichwort. Aber ich jacht auch nicht ein, weshalb ich von dem, was ich weiß, ein Scheinbild machen soll, denn kein Mensch hat mir den Mund gehalten, und wenn Sie's denn nicht wissen, daß es dem armen Ding, die hier wie das Kind im Hause war, so trüblich geht die letzten anderen armen Dingen, die nicht jacht werden wollen und nun jedem Tag die paar Pfennige abschöpfen müssen, die sie zum Leben brauchen, nur, dann jacht's wohl auch nicht, wenn Sie es erfahren!“

„Und ist denn Rantzen nicht als Gesellschaftler mit nach jacht?“

„Er bracht gar nicht dran,“ sagte der alte Mann, „brin in der Stadt ist sie in einem Dachkammerchen und näht für andere Leute — Unterricht konnte sie geben in Allem, was verlangt wird, aber sie getraut sich nicht mehr unter die Menschen, und wenn ich manchmal Sonntag zu ihr gegangen bin und sie jacht habe, hat's mir doch das Herz umgebrocht, wenn ich sehen mußte, wie armlich sie sich behält und wie geschwächt und jacht sie das Alles trägt. Denken

Sie etwa, daß sie klagt? Mit keiner Silbe, nicht jacht tut sie, und mich wollte sie sogar glauben machen, daß sie sich außerordentlich wohl und glücklich befände; aber ich weiß es besser, mich kann sie nicht hinter's Licht führen...“

(Fortsetzung folgt)

### Literarisches.

Der Prozeß Kowalek. Ein soziales Zeitbild mit zwei Abbildungen von Lucius Junius Brutus. Verlag von R. Ernst in München. — 47 Seiten. Preis 25 Pfg. Alle Kreise erregte dieser Prozeß, der volle vier Wochen — vom 26. Oktober bis 26. November — vor dem Berliner Schwurgericht in Moabit sich abspielte. Der Schwurgerichtssaal schien zum Quartier für eine polnische Kolonie umgewandelt zu sein. Neben den scharfschneidenden Zeugnissen der Repräsentanten der polnischen Adelskaste tauchten die ärmlichen, gebrühten Gestalten der Leute aus Brodowo und Umgegend auf, die einen mit verblödetem Gesichtsausdruck, die anderen mit ängstlicher Schen. Rarg waren nur die Lichtstrahlen, aber doch gestatteten sie einen Blick auf die Schwelgerei und Verschwendung der einen und auf den außerordentlich niederen Stand von Bildung und Kultur der anderen. In viermündlichen Verhandlungen entrollte sich ein Kulturgemälde polnisch feudaler Adelswirtschaft, das als Spiegelbild festgehalten werden muß. Das deutsche Volk hat allen Grund, jene Zustände unter das Spitzmesser der öffentlichen Kritik zu nehmen. „Nicht hoch!“ sagt der Verfasser in der Einleitung. Er hat Wort gehalten. Die Broschüre ist eine Laterna, die zwar nicht alles, aber doch einen großen Teil der Verhältnisse beleuchtet und zeigt, wie faul es aussieht im Lande Polen. Die Broschüre ist in allen Buchhandlungen zu haben.